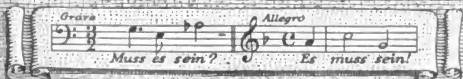




Schumann-brevier

Robert Schumann, Friedrich Kerst

EX LIBRIS
THE BEETHOVEN
ASSOCIATION



The

XMEC

(Sempiternus)

1. 1. 1.

EX LIBRIS
THE BEETHOVEN
ASSOCIATION



The

XMEC

(Semi-annual)

1950

Scholarship

1. Musicians - Correspondence,
remembrances, etc.

2. Letters, German

M.D. 1.0.K

2. omst.

Robert Schumann

30



Schumann-
Brevier

von

Friedrich Herst

Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig

ZANDER

Schumann-Brevier

Schumann-Brevier

Brevier-Bibliothek

Bisher erschienen :

Goethe	von H. Siegfried
Bismarck	von Ph. Stein
Shakespeare	von H. Siegfried
Beethoven	von F. Kerst
Hebbel	von C. Schroeder
Schiller	von H. Oswald
Gottfried Keller	von H. Siegfried
Mozart	von F. Kerst
Schopenhauer	von H. Siegfried
Schubert	von D. E. Deutsch
Kleist	von W. Herzog
Grillparzer	von H. Oswald
Schumann	von F. Kerst
Heine	von H. Holzschuher
Liliencron	von K. Rüdler

Schumann = Brevier

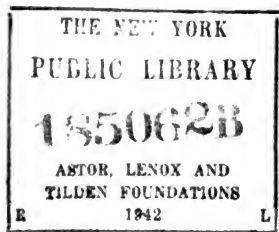
von

Friedrich Kerst



Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig 1905.

W. S. M.



Alle Rechte vorbehalten

Vorwort

Der bewährten Form des Beethoven- und des Mozartbreviers schließt sich das vorliegende im allgemeinen an. In den beiden Teilen, die den Entwicklungsgang als Mensch und den als Künstler darstellen, und auch sonst meistens wurde die chronologische Folge gewählt. Das Material ist den Briefsammlungen entnommen; dagegen blieben in diesem Bande die „Gesammelten Schriften“ außer Betracht, sonst wäre der Umfang dieser Brevierbände weit überschritten worden. Andernfalls hätte eine derartige engere Auswahl des Materials stattfinden müssen, daß vieles Wertvolle und Charakteristische aus den Briefen und Schriften weggefallen wäre. Der Herausgeber entschloß sich daher, dieses zu vermeiden, indem er ein Brevier aus den Schriften vorläufig zurückstellte, um es später folgen zu lassen. Der Charakter der Aussprüche

in den Briefen und in den Schriften ist ja wesentlich verschieden. Dort gibt sich eine persönliche, intimere Note kund, während Schumann in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik“ (im Brevier als Zeitschrift bezeichnet), aus welcher später die „Gesammelten Schriften“ (siehe Nr. 110) hervorgingen, sich an die Allgemeinheit wandte.

In diesem Bande finden sich jedoch auch Abschnitte aus der Zeitschrift, und zwar solche, die Schumann nicht in seine „Gesammelten Schriften“ aufgenommen hat. (Siehe auch den Anhang in „Robert Schumanns Leben“ von Hermann Erler.) Ferner sind die köstlichen „Musikalischen Haus- und Lebensregeln“ angefügt worden, obwohl sie sich auch in den „Gesammelten Schriften“ finden, aber ursprünglich nur für das „Album für die Jugend“ (op. 68) bestimmt waren, in dessen 2. Auflage sie erschienen.

Für den Abschnitt „Über eigene Werke“, wo Schumann interessante Aufschlüsse über die

Idee und Entstehung seiner meisten Werke gibt, würde man naturgemäß in den „Schriften“ vergeblich Material suchen, wie überhaupt der ausgezeichnete Mensch und Künstler sich getreu in seinen vielen Briefen spiegelt, sodaß man seine Entwicklung in dem Brevier bis zu dem traurigen Schluß in der Irrenanstalt zu Emdenich verfolgen kann. Nr. 213 ist ein rührendes Gedenken an Brahms in der Gruft des lebendig Toten.

Eine völlig genügende Biographie des Meisters steht noch aus. Man ist eigentlich noch immer auf die von W. J. von Wasielewski (7,50 Mk.) angewiesen, die einer Umarbeitung bedürfte, die auch dem Vernehmen nach vom Verlag Breitkopf und Härtel veranlaßt worden ist. Besonders auf den Briefen basiert das zuverlässige Werk von Hermann Erler „Robert Schumanns Leben“, 2 Bände 1887 (10 Mk.) Als Quellenwerke kommen noch in Betracht die köstlichen „Jugendbriefe“, von der Gattin Clara herausgegeben, (7 Mk.) — „R. Schumann's Briefe, neue Folge“, (9 Mk.) herausgegeben von dem ver-

dienstvollen F. G. Jansen, — ferner desselben Buch „Die Davidsbündler“ (7,50 Mk.) Endlich wäre noch „Clara Schumann“ von Berthold Lizmann (10 Mk.) zu nennen, wovon erst der 1. Band erschienen ist.

Die genannten Bücher wurden für dieses Brevier benutzt, was hier dankbar hervorgehoben sei. Die Anmerkungen in eckigen Klammern [] rühren nicht von Schumann her. Da das Büchlein für den allgemeinen Gebrauch bestimmt ist, so wird man hoffentlich hier und da Änderungen in Orthographie und Interpunction verständlich finden.

Möge das Brevier reichlich dazu verhelfen, daß das Interesse für den Meister immer weitere Kreise ziehe, daß man ihn immer mehr höre und spiele.

Über den bildlichen Schmuck sind Bemerkungen im Anhang zu finden.

Elberfeld, Anfang Oktober 1905.

Fr. K.

Schumann als Mensch

Selbstbiographisches

(Aus dem Gesuch zur Erlangung der Doktorwürde.)

Ich bin zu Zwickau in Sachsen geboren, den 8. Juni 1810. Mein Vater war Buchhändler, ein höchst tätiger und geistreicher Mann, der sich namentlich durch seine Einführung der ausländischen Klassiker in Taschenausgaben, durch die zu ihrer Zeit vielgelesenen Erinnerungsblätter, durch eine Menge wichtiger kaufmännischer Werke und noch kurz vor seinem Tod durch Übersetzung mehrerer Byron'scher Werke bekannt gemacht hat. Meine Mutter war eine geborene Schnabel aus Reitz. Ich genoß die sorgfältigste und liebevollste Erziehung. Starke Neigung zur Musik zeigte sich schon in den frühesten Jahren, ich erinnere mich, ohne alle Anleitung Chor- und Orchester=Werke schon in meinem 11. Jahre geschrieben zu haben. Der Vater wollte mich auch durchaus zum Musiker bilden; die Verhandlungen,

die deshalb mit C. M. von Weber in Dresden geflogen wurden, zerschlugen sich jedoch. So erhielt ich denn eine gewöhnliche Gymnasialbildung, nebenbei mit ganzer Liebe meine musikalischen Studien verfolgend, und nach Kräften selbst schaffend. 1828 bezog ich die Universität Leipzig, hauptsächlich um philosophische Vorträge zu hören, so namentlich bei Professor Krug, 1829 ging ich nach Heidelberg, wohin mich Thibaut und sein Ruf als ausgezeichneten Musikkenner und Forscher vor allem gezogen hatte. Hier fing ich an, mich ausschließlich mit Musik zu beschäftigen, worin mich bedeutende Fertigkeit des Klavierspiels um so schneller vorwärts brachte. Zu weiterer Fortbildung ging ich 1830 nach Leipzig zurück, vollendete bei dem damals anwesenden Musikdirektor Heinrich Dorn, jetzt Kapellmeister in Riga, meinen Kompositionskursus und gab meine ersten Kompositionen heraus. Die Kritik nahm mich wohlwollend auf. Durch einiges Vermögen gegen die Schattenseiten musikalischen Künstlerlebens gesichert, konnte ich mich ganz dem Studium der höhern Komposition widmen. Es war damals

die Zeit der Bewegung in ganz Europa, die auch auf das künstlerische Zusammenleben in Leipzig Einfluß übte, indem ich in Gemeinschaft mit einigen andern Musikkundigen, von denen namentlich mein früh verschiedener Freund Ludwig Schunke zu nennen ist, auf den Gedanken der Herausgabe einer neuen musikalischen Zeitschrift kam, der auch im April 1834 ausgeführt wurde. Die Zeitschrift erwarb sich Beifall und steht im Augenblick durch eine gesteigerte Teilnahme des Publikums sicher. 1835 ging die Redaktion auf mich allein über. War ich so genötigt, meine Kräfte zu spalten, so überwog doch immer die produktive Tätigkeit und milderte das auch oft Mißliche jenes andern Wirkungskreises. In dieser Stellung befinde ich mich noch; sie brachte es mit sich, daß ich mit den meisten der jetzt lebenden Künstler in nahe Verbindung kam, die von Jahr zu Jahr sich mehrten, wo ich es mir denn vorzüglich angelegen sein ließ, das Streben der bedeutendsten jüngern Talente zu fördern. So wurde Chopin, Clara Wieck, Henselt u. a. namentlich durch die Zeitschrift bekannt.

Wichtige äußere Lebensmomente wüßte ich keine zu bezeichnen. Neuerdings wurde mir die freundliche Auszeichnung, von der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Rotterdam, von dem deutschen Nationalverein zu Stuttgart und der Musikgesellschaft Euterpe in Leipzig zum korrespondierenden und Ehrenmitglied ernannt zu werden.

Von musikalischen Kompositionen sind bis jetzt 22 erschienen, von denen auch Liszt, Clara Wieck, Henselt u. a. öffentlich spielten. Auch schrieb ich einiges unter dem Namen Florestan und Eusebius. In der Zeitschrift rühren die meisten kritischen Artikel über Instrumentalmusik von mir und haben entweder meinen Namen, oder auch den von Florestan und Eusebius, sowie die Zahlen 2 und 12 zur Unterschrift.

Leipzig, den 17. Februar 1840.

Robert Schumann.

1. Meine poetische Mühle — steht jetzt ganz stille: entweder ist zu viel Wasser da, daß die Räder lieber gestört als ordentliche dichterische Zweigroschenbrödchen gemahlt werden, oder es ist gar kein Wasser da, das die Räder nur in Bewegung setzen könnte. — Daß quellenreiche Gebiet des sonnigen Bindus zu besteigen, muß man einen Freund, eine Geliebte und — ein Glas Champagner haben. Alles Drees habe ich hier nicht mehr mehr . . . Mein ganzes Leben blüht jetzt in dem milden Rosengarten der Erinnerung, wo ich manche schöne Immortelle pflückte und sie ewig, wenn auch verwelkt, an meinen weinenden Busen presse und die verblühten Knospen eines glücklichen Lebens küsse.

Zwidau, im Juli 1827 an Flecksig.

2. Wie eine weite, weite Abendlandschaft, auf der nur matt noch ein rosigter Kuß der sinkenden Sonne bebt, so liegt mein ganzes Leben vor mir; siehe, ich träume: und einen mächtigen, mächtigen Berg, fahl und gebüschlos seh' ich

vor meinen Augen sich erheben und eine aufgekosp'te himmlische Rose blüht auf ihm und ich will sie erreichen, ich will ihr näher sein: und steil ist der Berg und die Klippen starren herab: und vergebens streckt der Freund die flehenden Hände nach ihr aus: und weil er sie nicht erlangen kann, ist er beglückt, ist er ein Gott, wenn es ihm vergönnt ist, die Rose aus der Ferne anzubeten und in der göttlichen Anschauung alle Himmel seines verlorenen Glückes wieder zu finden.

Zwickau, im Juli 1827 an Emil Flehsig (1808—78).

Sch. war damals 17 Jahre alt, als er so schreibt von dem „Geheimnis in den Tiefen einer glücklichen Brust.“

3. Ich habe viel mit mir zu kämpfen. Leidenschaften sind fast allemal poetische Freiheiten, die sich die moralische Freiheit nimmt. Nanni war mein Schutzengel: der Schmutz des Gemeinen hatte sich schon stark um die Jugendbrust angelegt: wie mit einem Heiligenschein steht dies gute Mädchen vor meiner Seele. Ich möchte



SCHUMANN im 21. Lebensjahr.

vor ihr auf die Kniee sinken und sie wie eine Madonna anbeten.

Zwickau, den 29. August 1827 an Flechsig.

4. Endlich, da die Sonne erst untergetaucht war und Frühlinge von blühenden Rosen aus dem sterbenden Strahle aufdämmerten, als die Höhen der Berge glühten, die Wälder brannten und die unermessliche Schöpfung in sanfte Rosenmassen zerfloß, und da ich so hineinschaute in diesen Purpurozean und alles, alles sich zu einem Gedanken formte und ich den großen Gedanken der Gottheit dachte und Natur, Geliebte und Gottheit entzückt vor mir standen und mich freundlich anlächelten — siehe — da zog, schnell wie ein Blitz, im Osten eine schwarze Wolke herauf — und sie zogen herauf — und sie ballten sich in die Höhe und ich ergriff Liddy's Hand und sagte zu ihr: Liddy, so ist das Leben.

Zwickau, den 29. August 1827 an Flechsig. Sch. hatte mit Bekannten einige Tage in Tepliz zugebracht. Mit Liddy, einem „Jugendsschwarm,“ hatte er die Rosenburg bei Tepliz bestiegen.

5. Nur jene himmlische Trösterin, die Musik, richtete dies mattschlagende Leben wehmütiger Erinnerung auf, und wie vollends eine Beethoven'sche Sinfonie wie Donner Gottes anbrach, da versöhnte sich mein Herz im wonnigen Reich der Töne mit dem kalten Leben und mit dem strengen Schicksal und — die Blume der ersten Liebe stieg sanft aus dem Grabe der Erinnerung auf.

Zwickau, den 29. August 1827 an Freund Flechsig.
Der 17 jährige Sch. leidet an unglücklicher Liebe.

6. Hinausgeworfen in das Dasein, geschleudert in die Nacht der Welt, ohne Führer, Lehrer und Vater — so steh' ich nun da, und doch lag die ganze Welt nie in einem schöneren Lichte vor mir als gerade jetzt, wo ich vor ihr stehe und fröhlich und frei ihrer Stürme lächle. Führe mich ein, mein Freund, in das rege Leben und hebe den tollen Jüngling wieder, wenn er sinkt.

Zwickau, den 17. März 1828 an Flechsig, der in Leipzig studierte und zu dem jetzt Sch. kommen will, um Jura zu studieren.

7. Die kalte Jurisprudenz, die einen bei dem Anfang schon niederschmettert durch ihre eiskalten Definitionen, kann mir nicht gefallen; Medizin will ich nicht und Theologie kann ich nicht studieren. In so einem ewigen Streit mit mir selbst befind' ich mich und suche vergebens einen Führer, der mir sagen könnte, was ich tun soll. Und doch — es geht nicht anders. Ich muß an die Jurisprudenz, so kalt, so trocken sie auch sein mag, ich will überwinden; und wenn der Mensch nur will — er kann ja Alles.

Leipzig, den 21. Mai 1828 an die Mutter. Am 17. Juli 1829 aber schreibt Sch. von Heidelberg der Mutter: „Das Jus schmeckt mir bei Thibaut und Mittermayer excellent und ich fühle jetzt erst die wahre Würde der Jurisprudenz, wie sie alle heiligen Interessen der Menschheit fördert.“

8. Gute Mutter, ich habe Dich oft beleidigt; ich verkannte oft, wenn Du das Beste wolltest; verzeihe dem stürmischen, aufbrausenden Jüngling, was er jetzt durch gute und edle Taten, durch eine tugendhafte Lebensweise gut machen will:

die Eltern haben ein Leben von dem Kinde zu fordern! Der Vater schlummert schon; Dir, meine teure Mutter, bin ich nun um so mehr schuldig; ich habe die Schuld für ein mir glücklich bereitetes Leben, für eine heiter, wolkenlose Zukunft Dir allein abzutragen. Möchte das Kind sich dieser Schuld würdig finden und zeigen, daß es die Liebe einer guten Mutter ewig, ewig durch tugendhaften Lebenswandel erwidert.

Bei Nürnberg, den 28. April 1828 an die Mutter.
Sylvester 1831 schreibt er an sie: „Deinen Namen, teure Mutter, soll kein Konzert oder so ein Rondo tragen, sondern ein heiteres, frommes, reiches Lied.“

9. Ich habe ausschließlich in der Stille gearbeitet, d. h. Klavier gespielt, etliche Briefe und Jean Pauliaden geschrieben. In Familien habe ich mich nicht eingenistet und fliehe überhaupt, ich weiß selbst nicht warum, die erbärmlichen Menschen, komme nur wenig aus und bin manchmal so recht zerknirscht über die Winzigkeiten und Erbärmlichkeiten dieser egoistischen Welt. Ach, eine Welt ohne Menschen, was wäre sie?

ein unendlicher Friedhof — ein Totenschlaf ohne Träume, eine Natur ohne Frühling, ein toter Guckkasten ohne Figuren — und doch! — Diese Welt mit Menschen, was ist sie? — ein ungeheurer Gottesacker eingesunkener Träume — ein Garten mit Zypressen und Tränenweiden, ein stummer Guckkasten mit weinenden Figuren. O Gott — das ist sie — ja!

Leipzig, den 14. August 1828 an Rosen.

10. Ich fliege manchmal, sei es nun im Jean Paul oder am Klavier, das wollen die hiesigen Deutschtümler nicht dulden. Flug=Menschen oder Luftschiffer verhalten sich überhaupt zu den Sitz=fleisch=Menschen wie Bienen. Wenn sie fliegen, so tun sie keinem Menschen etwas zuleide, sobald man sie jedoch auf den Blumen antasten will, so stechen sie! Steche ich nun auch nicht, so schlag' ich doch mit Händen und Füßen aus, um einmal jene schweblichen Begriffe von Volkstum usw. in's Bockshorn zu jagen.

Leipzig, den 14. August 1828 an Rosen. Die Deutschtümler sind die Burschenhasser.

11. Mein Leben ist einförmig und freude= leer; mein Glück ist, daß ich nicht allein wohne; ich könnte leicht trübsinnig werden. An öffentliche Orte zu gehen, macht mir wenig oder gar keinen Spaß. und oft ekelt es mich sogar, alberne Menschen zu sehen. Nun bin ich doch aber in meinem Herzen nicht freudeleer, und was mir die Menschen nicht geben können, gibt mir die Tonkunst, und alle hohen Gefühle, die ich nicht aussprechen kann, sagt mir der Flügel; und bin ich trübe gestimmt, so denk' ich an meine Lieben in der Heimat, die mich lieben und die ich herzlich liebe . . . Ach! Mutter — ich bin ein zu weicher Mensch; ich fühl' es wohl; und jeder tieffühlende Mensch muß unglücklich sein.

Leipzig, den 31. August 1828 an die Mutter.

12. Es macht mir nichts mehr Vergnügen auf Reisen, als in fremden, alten Städten ziellos und ohne alle Führung durch alle Schlupfwinkel und Winkelzüge der Stadt herumzuziehen; Willibald Alexis hatte denselben Wunsch und so pilgerten

wir vier Stunden lang in den ältesten Theilen der Stadt herum. Wie viel mannigfaltiger, interessanter und poetischer ist ein solcher Bau, wo man mit jeder Minute auf eine andere Gegend der Stadt stößt, als so eine schnurgerade, gleichförmige, symmetrische, zwei Stunden lange und langweilige Straße in unserm Bausystem!

Heidelberg, den 25. Mai 1829 an die Mutter. Sch.
spricht hier vom Aufenthalt in Frankfurt.

13. Ich drückte die Augen zu, um den ersten Anblick des alten, majestätischen Vater Rhein mit ganzer, voller, nüchternen Seele genießen zu können. — Und wie ich sie aufschlug, lag er vor mir, ruhig, still, ernst und stolz wie ein alter deutscher Gott und mit ihm das ganze herrliche, blühende, grüne Rheingau mit seinen Bergen und Tälern und den ganzen Nebenparadiesen.

Heidelberg, den 25. Mai 1829 an die Mutter.

14. Wenn ich den Rhein mit seinen Bergen der männlichen Schönheit vergleichen könnte, so das

Reckartal der weiblichen; dort ist alles in starken festen Ketten, altdeutschen Akkorden; hier alles in einer sanften, singenden, provencalischen Tonart.

Heidelberg, den 17. Juli 1829 an die Mutter.

15. Das Dichterauge ist das schönste und reichste; ich nehme nicht die Objekte, wie sie sind, sondern eben, wie ich sie subjektiv in mir auffasse und so lebt man leichter und freier; z. B. ich habe seit vier Tagen hundeschlechtes Wetter gehabt und der Himmel verhüllte mir seine Alpen und seine Gletscher recht bitter und zürnend — je beschränkter die Welt von außen ist, desto größer wächst sie durch die Fantasie im Innern, und so malt' ich mir denn alle verfinsterten Alpen vielleicht schöner und höher aus

Bern, den 31. August 1829 an die Mutter von der Schweizerreise. Etwas verworren nennt er die knappe, charakterisierende Art seiner Reisebeschreibung „in kurzen Hogartisch-Dizianischen Strichen“ verfaßt.

16. Eben sah ich eine bildschöne Italienerin,

die Dir etwas ähnlich war, da dacht' ich an Dich und schreibe an Dich, meine teure Theresje! Könnst' ich Dir nur so recht alles malen, den tiefblauen Himmel Italiens, das quellende, sprudelnde Grün der Erde, die Aprikosen-, Zitronen-, Hanf-, Seide- und Tabakwälder, die ganzen Blumenmatten (?) voll reizender Schmetterlinge und wogender Zephyretten, die fernen, charakterfesten, deutschen, nervigten und — eckigen Alpen, und dann die großen, schönen, feurig-schmachtenden Augen der Italienerinnen, fast so wie Deine, wenn Du von etwas entzückt bist, und dann das ganze tolle, bewegsame, lebendige Leben, welches sich bewegt und nicht bewegt wird, und dann mich, wenn ich fast mein teures, und so fest an die Brust gewachsenes Deutschland über das lyrische Italien vergesse, und wenn ich sehr deutsch und sentimental in die runde üppige Baumfülle hinausschaue oder in die Sonne, die untergeht oder in die vaterländischen Berge, die noch vom letzten Kuß der Sonne rot sind und glühen und sterben und

dann kalt, wie gestorbene große Menschen dastehen — — ach! Könnt' ich Dir das alles malen, — Du hättest wahrlich noch einmal so viel Porto zu bezahlen, so dick und voluminös würde mein Brief. — — — —

Brescia, den 16. September 1829 an die Schwägerin
Therese Schumann.

17. Ach! so ein Dr. Faust's Mantel müßte herrlich sein und ich möchte jetzt ungesehen und unbelauscht in Eure Fenster hineinlugen und dann wieder fortfliegen nach Italien und dann Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Einen Kranz flechten. Hätte der Mensch in seinen Trauerstunden so viel heitere Minuten, als in seinen heiteren so viel wehmütige, er wäre gewiß noch glücklicher, als ich eben jetzt es bin.

Brescia, den 16. September 1829 an die Schwägerin
Therese Schumann.

18. Guten Morgen, Mama!

Wie soll ich Dir nur meine Seligkeit in

diesem Augenblicke beschreiben! — Der Spiritus kocht und pläzt an der Kaffeemaschine und ein Himmel ist zum Küssen rein und golden — und der ganze Geist des Morgens durchdringt frisch und nüchtern. — Noch dazu liegt Dein Brief vor mir, in dem eine ganze Schatzkammer von Gefühl, Verstand und Tugend aufgedeckt ist — die Zigarre schmeckt auch vortrefflich — — kurz, die Welt ist zu Stunden sehr schön, d. h. der Mensch, wenn er nur immer früh aufstünde.

Heidelberg, den 30. Juli 1830 (5 Uhr) an die Mutter.

19. Ich halte die Musik noch für die veredelte Sprache der Seele; andere finden in ihr einen Ohrenrausch, andere ein Rechenexempel und üben sie in dieser Weise aus . . . Ich möchte nicht einmal, daß mich alle Menschen verstünden.

Leipzig, den 9. August 1832 an die Mutter.

20. Erfahren sollen Sie, wie oft ich recht bis an die Ohren im Glückstopfe stecke — daß für mich die Musik noch immer die Sprache, in der

man sich mit dem Jenseits unterhalten kann — daß ich mich in Vielem ganz geändert habe, z. B. in einer zu wildfreien Lebensansicht, daß ich recht fleißig und ordentlich bin und arbeite.

Leipzig, den 14 August 1832 an den Heidelberger Studienfreund Friedrich Nishaupt.

21. Sonderbar ist's am Menschen, daß ihn Bekennung des Angeborenen oder des Talents bei weitem mehr kränkt, als eine der von menschlichen Kräften zu erwerbenden Eigenschaften. So würde ich „wichtig“ niemals gegen „ausdauernd“ vertauscht haben.

Leipzig, den 9. April 1833 an die Mutter, der Sch. von seinen Experimenten an dem damals von Portius erfundenen und viel Aufsehen erregenden Psychometer (Seelenmesser) erzählt.

22. Schöne Gedanken mache ich mir an solchen Morgen, z. B. daß der Mensch ein Schmetterling und die Welt seine Blume ist, auf der er sich wiegt (der Gedanke ist mir zu fantastisch) oder, daß dieselbe Sonne, die in meiner Stube,

auch in Beckers Stube in Schneeberg scheint oder daß ich es überhaupt gern habe, wenn ein Sonnenstrahl auf dem Flügel hüpfet, gleichsam um mit dem Ton zu spielen, der auch nichts als klingendes Licht ist.

Leipzig, den 23. Mai 1833 an Klara Wieck.

23. Tief im Herzen ruht mir etwas, das ich um keinen Preis missen möchte — der Glaube, daß es noch gute Menschen gibt — und einen Gott. Bin ich nicht glücklich? —

Leipzig, den 27. November 1833 an die Mutter.

24. Postillone wirken auf mich so energisch, wie etwa der vortrefflichste Champagner. Man glaubt keinen Kopf zu besitzen, so wonnig leicht ist es einem im Herzen, wenn man sie so lustig in die Welt hineinschmettern hört. Ordentliche Sehnuchtswalzer sind diese Trompeterstückchen für mich, die uns an etwas erinnern, was wir nicht besitzen.

Leipzig, 1834 an Klara Wieck.

25. Gestern und vorgestern habe ich mich recht in mich eingewickelt, daß kaum die Flügelspitzen herausfahen — hätte mich eine Hand berührt, husch! wäre ich in die Höhe aufgeschwirrt und auf und davon, damit mich nur niemand störe in meinem Sein, Denken und Lieben. — Ich habe Steine hingeworfen und Diamanten zurück- erhalten oder lieber, ein Deukalion, atmende Lebensgestalten, die die Zukunft zu sprechenderen und höheren erziehen wird.

Leipzig, den 25. August 1834 an Frau Henriette Voigt, die Vertraute des Liebespaares Schumann und Ernestine von Fricken.

26. Mein Seelenzustand ist der alte, d. h. einer, vor dem es mir schaudert. Ich habe eine Virtuosität im Festhalten der unglücklichen Ideen — es ist der böse Geist, der sich dem äußern Glück entgegenstellt und es verhöhnt. Diese Selbst- quälerei treib' ich oft bis zur Versündigung an meinem ganzen Wesen — dann genüg' ich mir nimmer, ich möchte in einen andern Körper oder fortrennen Ewigkeiten lang — — Ernestine hat

mir ganz selig geschrieben. Sie hat durch die Mutter den Vater erforscht und er gibt sie mir — — Henriette, er gibt Sie mir . . . fühlen Sie, was das heißt — und dennoch dieser qualvolle Zustand, als fürchtete ich, dieses Kleinod annehmen zu dürfen, weil ich es in unseligen Händen weiß. Wollten Sie einen Namen für meinen Schmerz wissen, so könnte ich Ihnen keinen nennen — ich glaube, es ist der Schmerz selbst, ich könnte es nicht richtiger ausdrücken — ach! und vielleicht ist es auch die Liebe selbst und die Sehnsucht nach Ernestinen. Ich trag's auch nicht länger mehr und habe schon geschrieben, daß sie über eine Zusammenkunft in den nächsten Tagen nachsinnen möchte. Sollten Sie vielleicht einmal ein recht Wohlgefühl spüren, so denken Sie an zwei Seelen, die in Ihrer dritten ihr Heiligstes niedergelegt haben und deren künftiges Glück unzertrennlich von Ihrem ist.

Zwickau, den 7. Nov. 1834 an Frau Henriette Voigt in Leipzig, die als Freundin Schumann und Ernestine von Fricken beistand. (Die Verlobung wurde nach 2 Jahren friedlich gelöst.)

27. Was mein übriges Leben (betrifft), so würdest Du mich darum loben. Wie ich immer gern etwas Extraordinäres vorstellte, so bin ich, wie ich ehemals einer der stärksten Raucher und Baiern war, jetzt einer der schwächsten geworden. Zigarren des Tages höchstens vier, Bier seit zwei Monaten gar keines. Nun fleckt aber auch alles und ich bilde mir ordentlich etwas ein. Lobe mich also nicht, denn ich tu' es für mich schon hinlänglich.

Leipzig, den 1. April 1836 an die Schwägerin
Therese Schumann in Zwickau.

28. Was soll ich Ihnen vorklagen von gescheiterten Plänen, von verschuldeten und unverschuldeten Schmerzen, von Jugendleiden, wie sie wohl jeden treffen — hab' ich doch auch meine herrlichen Stunden, am Klavier, im Ideenaustausch mit trefflichen Menschen, im Bewußtsein eines ehrenvollen Wirkungskreises und in der Hoffnung, noch mehr und Größeres zu fördern. Eben diese erhöhte Geistesstimmung artet aber oft in Übermut



FRIEDRICH WIECK (1785—1873)

aus, wo ich ordentlich gleich die Welt mit Sturm nehmen möchte. Die Abspannung folgt auf dem Fuße nach und dann die künstlichen Mittel, sich wieder abzuhefen. Das rechte Mittel, solche gefährlichen Extreme zu versöhnen, kenne ich wohl: eine liebende Frau könnte es.

Leipzig, im Sommer 1836 an Frau Witwe Devrient, Schumanns Hauswirthin, als Wied ihm den Verkehr mit Clara unter sagt hatte.

29. Was das Jahr bringen wird. Oft wird mir's wohl bange. Auf der Höhe der Zeit und der Erscheinungen zu stehen, fortzuhelfen, zu bekämpfen, selbständig zu bleiben — aller inneren und geheimeren Verhältnisse nicht gedacht, da schwindelt mir's oft. Indes geschieht mir wieder so viel Liebes von den Menschen, daß ich's gar nicht wieder vergelten zu können glaube. So auch von Dir. Ach, bleibe mir gut! In einer tödtlichen Herzensangst, die mich manchmal besällt, hab' ich niemanden, als Dich, die mich ordentlich wie im Arm zu halten und zu schützen scheint. Lebe wohl!

Leipzig, Schwester 1836 an die Schwägerin Therese Schumann in Zwickau.

30. So dachte ich noch nie, so beruhigt an meine Zukunft, als gerade heute. Sicher gestellt gegen Mangel, soweit dies menschliche Einsicht voraussagen kann, schöne Pläne im Kopf, ein junges, allem Edlen begeistertes Herz, Hände zum Arbeiten, im Bewußtsein eines herrlichen Wirkungskreises und noch in der Hoffnung, alles zu leisten, was von meinen Kräften erwartet werden kann, geehrt und geliebt von Vielen — ich dachte, es wäre genug! —

Leipzig, den 13. September 1837 an Fr. Wieck zu Klaras Geburtstag; er sucht das zerrissene Band wieder anzuknüpfen.

31. Achtzehn Monate haben Sie mich geprüft, schwer wie ein Schicksal für sich. Wie dürfte ich Ihnen zürnen! Ich hatte Sie tief gekränkt, aber büßen haben Sie es mich auch lassen. — Jetzt prüfen Sie mich noch einmal solange. Vielleicht, wenn Sie nicht das Unmögliche fordern,

vielleicht halten meine Kräfte mit Ihren Wünschen Schritt; vielleicht gewinne ich mir Ihr Vertrauen wieder. Sie wissen, daß ich in hohen Dingen ausdauere. Finden Sie mich dann bewährt, treu und männlich, so segnen Sie dies Seelenbündnis, dem zum höchsten Glück nichts fehlt als die elterliche Weihe. Es ist nicht die Aufregung des Augenblicks, keine Leidenschaft, nichts Äußeres, was mich an Klara hält mit allen Fasern meines Daseins, es ist die tiefste Überzeugung, daß selten ein Bündnis unter so günstiger Übereinstimmung aller Verhältnisse ins Leben treten könne, es ist das verehrungswürdige hohe Mädchen selbst, das überall Glück verbreitet und für unseres bürgt.

Leipzig, den 13. September 1837 an Fr. Wied.
 Sch. mußte bekanntlich sogar die Hilfe des Gerichts in Anspruch nehmen, um die Heirat durchzusetzen.

32. Ich für mich wollte als Künstler sterben und erkenne niemand über mich, als meine Kunst; aber der Eltern wegen möcht' ich wohl auch etwas werden.

Leipzig, den 25 März 1838 an die Schwägerin
Therese Schumann in Zwickau. Die Braut Clara
war Kammervirtuosin. Sch. suchte den Dokortitel zu
erhalten, was ihm auch durch Vermittlung des Pro-
fessors Reiserstein in Jena im Februar 1840 gelang.

33. Einen unausstehlichen Fehler habe ich, daß
ich nämlich den Menschen, die ich am meisten
liebe, meine Liebe oft dadurch zu beweisen
glaube, indem ich ihnen vieles zum Bössen tue.
. . . Dann habe ich noch einen sehr schelmischen
Fehler — nämlich ich bin einer der größten
Berehrer von schönen Frauen- und Mädchenge-
sichtern — ich kann da ordentlich schmunzeln
und schwimme gleichsam in Lobeserhebungen
über Euer Geschlecht.

Leipzig, den 13. April 1838 an die Braut Clara.
(Vgl. Nr. 38)

34. Sie sind mir stets so freundlich gesinnt ge-
wesen, und ich erwiderte dies so gern mit Offen-
heit, wie ich Sie um diese auch in Ihren
Ansichten über meine Bestrebungen er-
suche. Nur so nukt man sich wahrhaft und

kommt weiter; und so hat die Freundschaft für mich Bedeutung und Wert. Schmeicheln und Achselzucken führt zu nichts. Jetzt schreiben Sie mir bald ein gutes Wort; den Aufsatz verwahre ich mir bis dahin.

Leipzig, den 6. Juli 1838 an Josef Fjichhof in Leipzig, an dessen Aufsatz für die Zeitschrift Schumann etwas auszusetzen hatte.

35. Euch aber im Vertrauen es zu sagen: lange und allein möchte ich hier nicht leben; ernstere Menschen und Sachen werden hier nicht gesucht und wenig verstanden. Einen Ersatz gibt die schöne Umgebung. Gestern war ich auf dem Kirchhof, wo Beethoven und Schubert liegen. Denkt Euch, was ich auf Beethoven's Leichenstein fand: eine Feder, noch dazu eine aus Stahl. Das war mir ein gutes Zeichen; ich werde sie heilig aufbewahren.

Wien, den 10. Oktober 1838 an die Verwandten in Zwickau.

36. Überhaupt will ich Dir etwas von mir ver-

trauen, ich bin sehr gern in vornehmen adligen Kreisen, sobald sie nicht mehr als einfaches höfliches Benehmen von mir fordern. Schmeicheln und mich unaufhörlich verbeugen kann ich freilich nicht, wie ich denn auch nichts von gewissen Saloufeinheiten besitze. Wo aber schlichte Künstlerfittē geduldet wird, behage ich mich wohl und weiß mich auch leidlich auszudrücken. — — Mit dem ganzen Vorigen wollte ich Dir sagen, daß es mir in der Zukunft rechte Freude machen wird, mit Dir hierhin und dorthin zu gehen, wenn Du es von mir verlangst. Und das andere wirst Du alsdann schon machen, da ich vollends recht gut weiß, daß Du wie eine Fürstin sein kannst, wenn es darauf ankömmt.

Wien, den 3. November 1838 an die Braut Clara.

37. Hinge es von mir ab, morgen ginge ich nach Leipzig zurück. Leipzig ist gar kein so kleiner Ort, als ich gedacht. Hier klatschen und kleinstädtern sie trotz Zwickau. Namentlich muß ich mich als eine öffentliche Person von Ruf

ungemein in Acht nehmen; sie lauschen mir jedes Wort ab. Auch zweifle ich, ob an der sogenannten Wiener Gutmütigkeit mehr ist als ein bloßes freundliches Gesicht; ich selbst habe grade keine schlimmen Erfahrungen gemacht; aber ich muß oft Wunder von andern und über andere hören. Und nun namentlich Künstler suche ich vergebens, d. h. Künstler, die nicht allein eines oder zwei Instrumente passabel spielen, sondern ganze Menschen, die den Shakespeare und Jean Paul verstehen.

Wien, den 18. Dezember 1838 an die Schwägerin
Therese Schumann.

38. Noch möchte ich Dir manches über mich und meinen Charakter vertrauen, wie man oft nicht klug aus mir wird, wie ich oft die innigsten Liebeszeichen mit Kälte und Zurückhaltung annehme und oft gerade die, die es am liebsten mit mir meinen, beleidige und zurücksetze. So oft habe ich mich deshalb befragt und mir Vorwürfe gemacht, denn innerlich erkenne ich auch

die kleinste Gabe an, verstehe ich jeden Augenwink, jeden leisen Zug im Herzen des andern; und doch fehle ich noch so oft in den Worten und in der Form. Du wirst mich aber schon zu nehmen wissen und verzeihst gewiß. Denn ich habe kein böses Herz und liebe das Gute und Schöne mit tiefster Seele.

Wien, den 29. Dezember 1838 an die Braut Clara.

39. Noch eine Bitte, nenne mich bei Leibe nicht mehr Jean Paul den Zweiten oder Beethoven den Zweiten; da könnte ich Dich eine Minute lang wirklich hassen; ich will zehnmal weniger sein als andere, aber nur für mich etwas.

Wien, den 24. Januar 1839 an die Braut Clara

40. Ich bin nicht verschwenderisch in Freundschaftsbezeugungen; aber wo ich schöne Vorzüge sehe, die wahre ich doch fest, und ist der Künstler nicht mein Freund, so soll es doch der Mensch sein, oder auch umgekehrt.

Wien, den 11. März 1839 an die Braut Clara.

41. Ich lebe jetzt einige der letzten Beethoven'schen Quartette im besten Sinne bis auf die Liebe und den Haß darin.

Leipzig, den 30. Juni 1839 an H. Hirschbach. Sch. war wegen des Schicksals seiner Liebe von Empfindungen durchstürmt.

42. Was Herr Wief gegen mich vorbringen könnte, weiß ich ungefähr voraus zu sagen. Wahrscheinlich erwähnt er eines älteren Verhältnisses mit einem Mädchen, die früher in seinem Hause lebte, und die mich liebte, wie ich ihr auch sehr zugetan war. Einer Verbindung mit ihr stellten sich aber Schwierigkeiten entgegen, die ich nicht beseitigen konnte, so daß wir uns schon im Januar 1836 gegenseitig lössprachen; sie ist übrigens jetzt verheiratet. Dies steht dann doch also mit unserm Verhältnisse in gar keiner Berührung mehr.

Leipzig, den 3. Juli 1839 an Advokat Einert, dem Sch. seine Sache gegen Wief (betreffs seiner Heirat mit Clara Wief) übertragen hatte. Die frühere Braut war Ernestine von Frieden. (Vergl. Nr. 26.)

43. Ich war auf 14 Tage verreist, u. a. in Berlin, wo ich mich sehr ergötzt an der Bauart der Häuser, auch der Menschen, die mir zum Teil wohlgefielen. Taubert war nicht da, ist augenblicklich in München. Man sieht wenig Menschen in Berlin in den Straßen, die nicht ein Buch in der Hand hätten; ist Ihnen das nicht aufgefallen? In Wien hält man sich lieber an Victualien u. dergl.

Leipzig, den 11. August 1839 an Henriette Voigt in Salzbrunn. Über die Wiener urteilt Beethoven ganz ähnlich.

44. Die Welt weiß eigentlich so gut wie nichts von mir. Sie wissen ja auch warum? Manchmal bildet man sich wohl ein, man bedürfe dessen nicht; im Grund aber halte ich es lieber mit Jean Paul, wenn er sagt „Lust und Lob ist das Einzige, was der Mensch unaufhörlich einschlucken kann und muß.“ Doch will ich mich gerade nicht beklagen und fühle mich wirklich glücklich in meiner Kunst, denke auch noch lange

fortzuarbeiten. Auch steht mir ja jemand zur Seite, zusprechend und erhebend — Klara; ich könnte sie meine Braut nennen.

Leipzig, den 5. September 1839 an Heinrich Dorn in Riga.

45. In Ihrem Aufsatz über das Lied hatte es mich ein wenig betrübt, daß Sie mich in die zweite Klasse setzten. Ich verlangte nicht nach der ersten; aber auf einen eigenen Platz glaub' ich Anspruch zu haben und am allerwenigsten gern sehe ich mich Reißiger, Curschmann usw. beigeßelt. Ich weiß, daß mein Streben, meine Mittel über die Genannten bei weitem hinausgehen und ich hoffe, Sie selbst sagen sich das und nennen mich deshalb nicht etwa eitel, was weit von mir abliegt. Offen und aufrichtig schreibe ich das; möchten Sie es so aufnehmen und sonst auch meine Worte nur als zu Ihnen, zu dem ich mich hingezogen fühle, gesprochen betrachten.

Leipzig, den 9. Mai 1841 an Karl Koszmalj, der für Sch.'s eigene Zeitschrift geschrieben.

46. Ich sende Ihnen die Partitur [der Sinfonie in C-dur], aber nicht dem Redakteur, sondern dem Musiker, dem befreundeten Kunstgenossen. Mißdeuten Sie auch dieses nicht! Aber lese ich in kritischen Journalen redaktionelle Erklärungen, wie: „Der Verfasser hat die Partitur uns mitzutheilen die Güte gehabt,“ — so hat mir dieses immer etwas den Künstler Verdächtigendes, als wollte er sich die besondere Gunst des Kritikers damit erwerben.

Leipzig, im November 1846 an den bekannten Musikjournalisteller J. C. Lobe in Leipzig.

47. Ich liebe es nicht, jemanden zum Schreiben über meine Kompositionen zu veranlassen, so sehr mich nicht nachgesuchte Urtheile von Leuten, die etwas verstehen, auch erfreuen.

Dresden, den 4. Dezember 1847 an G. Rottbohm.

48. Sehr fleißig war ich in dieser ganzen Zeit — mein fruchtbarstes Jahr war es — als ob die äußern Stürme den Menschen mehr in sein

Inneres trieben, so fand ich nur darin ein Gegengewicht gegen das von Außen so furchtbar hereinbrechende.

Dresden, den 10. April 1849 (Revolution!) an Ferdinand Hiller.

49. Sie wissen, ich habe immer das Freie, Unabhängige geliebt, bin nie einem Verein, welcher Art er sei, beigetreten und werde es auch künftig nicht. Es muß jedem gestattet sein, die Pflichten gegen die Kunst auf seine Weise zu erfüllen, und so lassen Sie mir die meinige. Das geistige Band, das uns zusammenhält, ist das unzerreißbarste. Darum konstituierte ich in früheren Zeiten, wo uns alle jungen Talente mit Freude beigesprungen, den Davidsbund nicht; wir kannten uns aber alle.

Dresden, den 16. Oktober 1849 an Fr. Brendel in Leipzig, der Sch. zum Beitritt zu dem Tonkünstlerverein bewegen wollte.

50. Ich suchte neulich in einer alten Geographie nach Notizen über Düsseldorf und fand da unter den Merkwürdigkeiten angeführt: 3 Nonnenklöster

und eine Irrenanstalt. Die ersteren lasse ich mir gefallen allenfalls; aber das letztere war mir ganz unangenehm zu lesen. Ich will Dir sagen, wie das zusammenhängt. Vor einigen Jahren, wie Du Dich erinnerst, wohnten wir in Maxen. Da entdeckte ich denn, daß die Hauptansicht aus meinem Fenster nach dem Sonnenstein (Irrenanstalt) zu ging. Dieser Anblick wurde mir zuletzt ganz fatal; ja er verleidete mir den ganzen Aufenthalt. So, dachte ich denn, könne es auch in Düsseldorf sein. Vielleicht ist aber die ganze Notiz unrichtig und die Anstalt dann eben nur ein Krankenhaus, wie sie in jeder Stadt sind.

Dresden, den 3 Dezember 1849 an Ferd Hiller,
an dessen Stelle als Musikdirektor in Düsseldorf Sch.
kommen sollte.

51. Wir waren auf unserer letzten Reise ziemlich weit und haben die Sonnenfinsternis Angesicht des Montblancs beobachtet. Zwei ganze Tage lang hat uns der ehrwürdige Riese sein Haupt zu sehen vergönnt — ein seltenes Glück! —

Auch der Genfer See ist himmlisch. Wie gönnte ich allen, die ich liebe, nach diesen paradiesischen Gegenden einmal zu kommen!


Düsseldorf, den 9. August 1851 an Emanuel Klipfich in Zwidau.

52. Was Sie mir sonst über Wien schreiben, war mir aus eigener Anschauung von früher her bekannt. Und doch zieht es einen immer wieder dahin, als ob die Geister der geschiedenen großen Meister noch sichtbar wären, als ob es die eigentliche musikalische Heimat Deutschlands wäre. Daher ist es auch nicht unmöglich, daß wir wieder einmal Wien besuchen; ich habe die größte Lust dazu.

Düsseldorf, den 10. Mai 1852 an Debroy van Bruyl in Wien. Am 27. Juli 1847 schrieb er in einem Briefe, in dem er sich um die Direktion des Wiener Konservatoriums bewirbt: „Lockt es doch den Musiker immer wieder in jenes Land, wo unser größter Meister gelebt, wo am Ende für alle Bestrebungen ein fruchtbarer Boden anzutreffen ist.“

53. Wir haben gestern zum erstenmal Tisch-

gerückt. Eine wunderbare Kraft! Denke Dir, ich fragte ihn, wie der Rhythmus der zwei ersten Takte der C-moll-Symphonie wäre! Er zauderte mit der Antwort länger als gewöhnlich — endlich fing er an:

 — aber erst etwas langsam. Wie ich ihm sagte: „aber das Tempo ist schneller, lieber Tisch“, beeilte er sich das richtige Tempo anzuschlagen. Auch frug ich ihn, ob er mir die Zahl angeben könne, die ich mir dächte; er gab richtig drei an. Wir waren alle außer uns vor Erstaunen, wie von Wundern umgeben.

Düsseldorf, den 25. April 1853 an Ferdinand Hiller.

54. Meine Musik verbreitet sich mehr und mehr, auch im Ausland, namentlich Holland und England, und das zu sehen, freut immer den Künstler. Denn nicht das Lob erhebt ihn, sondern die Freude, daß, was er empfunden, harmonisch aus Menschenherzen zurückklingt.

Düsseldorf, den 18. November 1853 an Debrois van Bruyd in Wien.



SCHUMANN im 29. Lebensjahr (nach Krichuber)

Schumann als Künstler

55. Ich hatte wahrscheinlich in meinem Briefe vergessen, Ihnen zu sagen, daß ich weder Kenner der Harmonielehre, des Generalbasses usw., noch Kontrapunktist, sondern reiner, einfältiger Zögling der leitenden Natur bin und allein einem blinden, eiteln Triebe folgte, der die Fesseln abschütteln wollte, jetzt soll es aber an das Studium der Kompositionslehre gehen, und das Messer des Verstandes soll ohne Gnade alles wegkratzen, was die regellose Phantasie etwa, die sich, wenigstens beim Jünglinge, immer wie Ideal und Leben entgegensteht und mit ihrer Mitherrscherin, dem Verstande nicht besonders vertragen will, in sein Gebiet einpaßchen wollte — — freilich dürfen die harten Löwentagen der Vernunft die weichen Hände der lyrischen Tonmuse, die auf den Tasten unsrer Gefühle spielt, nicht ganz zerquetschen wollen, wenn auch der Verstand, wie bei den Römern, nicht die Magd sein soll, welche der Fantasie die Schleppe nachträgt, sondern mit der Fackel vor ihr geht und mit ihren Strahlen die Fantasie in die Tonwelt einführt und den

Schleier hebt. — Das Letzte ist die Lösung und schwierig, weil Töne überhaupt verichleierte Venusflammen sind, die wir durch den Schleier lächeln sehen, welcher aber zu zart=ätherisch und überirdisch ist, als daß wir ihn heben könnten. Darum stillt die Musik den Streit der Gefühle nicht, sondern regt ihn auf und läßt jenes verworrene, unnennbare Etwas zurück, — aber dann wird es einem so innig wohl, als ob nach einem Himmelsgewitter ein milder friedlicher Regenbogen am Himmel stände.

Leipzig, den 5. August 1828 an G. Wiedebein in Braunschweig, dem Schumann seine ersten Versuche vorlegte.

56. Es kann für den Menschen keinen größeren Qualgedanken geben, als eine unglückliche, tote und leichte Zukunft, die er sich vorbereitet hätte. Eine der früheren Erziehung und Bestimmung ganz entgegengesetzte Lebensrichtung zu wählen, ist auch nicht leicht und verlangt Geduld, Vertrauen und schnelle Ausbildung. Ich stehe noch

mitten in der Jugend der Phantasie, die die Kunst noch pflegen und adeln kann; zu der Gewißheit bin ich auch gekommen, daß ich bei Fleiß und Geduld und unter gutem Lehrer binnen sechs Jahren mit jedem Klavierspieler wetteifern will, da das ganze Klavierspiel reine Mechanik und Fertigkeit ist; hier und da hab' ich auch Phantasie und vielleicht Anlage zu eigenen Schaffen — — nun die Frage: Eins oder das Andere; denn nur Eines kann im Leben als etwas Großes und Rechtes dastehen; — und ich kann mir nur die eine Antwort geben: nimm Dir nur einmal Rechtes und Ordentliches vor und es muß ja bei Ruhe und Festigkeit durchgehen und an's Ziel kommen. In diesem Kampf bin ich jetzt heißer, als je, meine gute Mutter, manchmal tollkühn und vertrauend auf meine Kraft und meinen Willen, manchmal bange, wenn ich an den großen Weg denke, den ich schon zurückgelegt haben könnte und den ich noch zurücklegen muß.

Heidelberg, den 30. Juli 1830 an die Mutter.

Schumann will das Studium der Jurisprudenz mit dem der Musik vertauschen.

57. Ich bleibe bei der Kunst, ich will bei ihr bleiben, ich kann es und muß es. Ich nehme ohne Thränen von einer Wissenschaft Abschied, die ich nicht lieben, kaum achten kann; ich blicke aber auch nicht ohne Furcht auf die lange Bahn hinaus, die zum Ziele führt, das ich mir vorgesteckt habe. Glauben Sie mir, ich bin bescheiden, habe auch viel Ursache, es zu sein; aber ich bin auch mutig, geduldig, vertrauensvoll und bildsam. Ich vertraue Ihnen ganz, ich gebe mich Ihnen ganz; nehmen Sie mich wie ich bin und haben Sie vor allen Dingen Geduld mit mir. Kein Tadel wird mich niederdrücken und kein Lob soll mich faul machen. Etliche Eimer recht, recht kalter Theorie können mir auch nichts schaden und ich will ohne Masken hinhalten. Ich habe mit Ruhe und Aufmerksamkeit Ihre fünf „Aber“ durchgegangen und mich überall streng geprüft, ob ich Alles er-

füllen kann. Verstand und Gefühl antworteten allemal „ach natürlich.“

Berehrtester! nehmen Sie meine Hand und führen Sie mich — ich folge, wohin Sie wollen und will nie die Binde vom Auge rücken, damit es nicht vom Glanz geblendet werde. Ich wollte, Sie könnten jetzt in mich sehen; es ist still drinnen und um das ganze Welthaupt geht ein leiser, lichter Morgenduft.

Heidelberg, den 21. August 1830 an Friedrich Wieck in Leipzig, auf dessen günstiges Gutachten hin die Mutter mit dem Verlassen des juristischen Studiums einverstanden war.

58. Es ist eine schöne Sache mit einem jungen Dichter und vollends mit einem jungen Komponisten. Du kannst kaum glauben, was das für ein Gefühl ist, wenn er sich sagen kann: Dies Werk ist ganz Dein, kein Mensch nimmt Dir dies Eigentum und kann Dir's nicht nehmen, denn es ist ganz Dein; o fühltest Du dieses „Ganz“. Da der Grund zu diesem Gefühl nur

selten kömmt, da der Genius nur ein Augenblick ist, so bricht es dann auch in seiner ganzen Schönheit hervor und erzeugt eine Art von beruhigendem Selbstvertrauen, das keinen Tadler zu fürchten braucht.

Leipzig, den 8. August 1831 an die Mutter.

59. Wüßtest Du nur, was das für Freuden sind, die ersten Schriftstellerfreuden; kaum wird der Brautstand ihnen etwas nachgeben. Da hängt denn jetzt auch mein ganzer Herzenshimmel voll Hoffnungen und Ahnungen — so stolz, wie der Doge von Venedig mit dem Meere, vermähle ich mich zum erstenmale mit der großen Welt, die in ihrem ganzen Umfang die Welt und die Heimat des Künstlers ist.

Leipzig, den 21. September 1831. Schumann gab gerade sein op. 1, die Variationen über den Namen Abegg heraus.

60. Allerdings fühl' ich, daß die theoretischen Studien guten Einfluß auf mich gehabt haben. Wenn sonst alles Eingebung des Augenblicks

war, so sehe ich jetzt mehr dem Spiel meiner Begeisterung zu, stehe vielleicht manchmal mitten drinnen still, um mich umzusehen, wo ich bin. Nun — Sie haben vielleicht ein ähnliches Hell-dunkel in Ihrem Leben gehabt. — Manche kommen gar nicht dazu, wie Mozart — andre schlagen sich durch wie Hummel — andre bleiben immer darin stecken wie Schubert — andre lachen gar darüber wie Beethoven.

Leipzig, den 11. Januar 1832 an Friedrich Wieck,
Schumann's Klavierlehrer und späteren Schwiegervater.

61. Es ist, als wenn sich meine ganze Natur jedem Antrieb von außen widersträubt und als wenn ich auf das Ding erst von selbst fallen müßte, um es zu verarbeiten und ihm seine Stelle anzuweisen.

Leipzig, den 25. April 1832 an Heinrich Dorn, der
Schumann in der Theorie beehrte.

62. Beim ersten Durchspielen eines solchen ein-stimmigen Satzes ist's einem oft, wie in einem luftleeren Raum; später, wenn man die feinen

durchgehenden Seelenfäden aufgegriffen hat, wird es aber schön und licht und der fremde Genius klar. Doch mag ich lieber sechs eigene machen, als noch einmal drei bearbeiten.

Zwickau, den 7. Dezember 1832 an Kellstab in Berlin (Redakteur der „Fris“). Schumann schreibt hier von der Bearbeitung von Paganinis Caprizen.

63. Möge Ihnen das Kurze und Rhapsodische in den Sachen, die Sie von mir kennen, nicht unangenehm auffallen. Sie wissen ja, wie erschrecklich Verleger die Ikarusflügel junger Autoren zusammendrücken zur unansehnlichen Wachsmasse, ich meine, wie sauer sie ihnen den Eintritt in die Welt machen. Es folgen aber größere Ausbrüche, nach denen der Mensch, wie der Atna, besser zu beurteilen, als nach so ausgeschleuderten Steinchen, ohne mit dem Atna im geringsten auf den Schreiber dieses anzuspielen zu wollen.

Leipzig, den 13. Januar 1834 an den Kritiker Kellstab in Berlin.

64. Schlage nur eine Weltsaite an, und sie schwingt unendlich fort. Die Minute muß entzückend sein, wo Du Dir bewußt wirst, daß Du eine zuerst berührst, — wo Du etwas ganz Dein eigen nennen kannst, — Dich als ersten fühlst in der neuen Schöpfung und Dein Werk als erstes Geschöpf, das Dich nun inbrünstig umarmt und Deinen Namen trägt.

Am 27. Januar 1834 in der N. Zisch. f. M. bei Gelegenheit einer Besprechung eines Kollurno von Field.

65. Manches meiner Musik wird, soviel ich Sie aus Ihren Aufsätzen kenne, geradezu mißfallen, indes die ganze Richtung einem so tief blickenden Auge als dem Ihrigen, nicht verhüllt sein kann und Förderung finden kann. Mir ist's oft, als ständen wir an den Anfängen, und als könnte man noch Saiten anschlagen, von denen man früher noch nicht gehört. Nun zeige es die Zukunft und gebäre es der Genius zur Vollendung.

Leipzig, den 2. Juli 1836 an N. von Zuccalmaglio,

der als „Dorfschulmeister Gottschalk Wedel“ für die Zeitschrift Schumann's schrieb.

66. Wüßten Sie, wie ich noch auf den ersten Zweigen zum Himmelsbaum zu stehen meine und wie ich da oben in einsamen heiligen Stunden Lieder zu hören glaube, von denen ich meinen geliebten Menschen später noch verkünden möchte, so werden Sie mir gewiß schon deshalb ein aufmunterndes Wort, das ja jedem Künstler von Nöten ist, nicht versagen.

Leipzig, den 30. Juli 1836 an Ignaz Moscheles in London.

67. Der Davidsbund ist nur ein geistiger romantischer, wie Sie längst gemerkt haben. Mozart war ein ebenso großer Bündler, als es jetzt Berlioz ist, Sie es sind, ohne gerade durch Diplom dazu ernannt zu sein. Florestan und Euseb ist meine Doppelnatur, die ich wie Raro gern zum Mann verschmelzen möchte . . . Die andern Verschleierten sind zum Teil Personen; auch vieles aus dem Leben der Davidsbündler

aus dem wirklichen. Bogen möcht' ich vollschreiben. Genüge Ihnen dies Wenige. —

in Leipzig, den 14. September 1836 an Heinrich Dorn
Riga. Die „*Davidsbündler*“ gaben die Zeitschrift heraus.

68. Noch habe ich mich an einer andern Idee . . . von allgemeiner Wichtigkeit, der Begründung einer Agentur für Herausgabe von Werken aller Komponisten, die sich den Statuten dieser Agentur unterwerfen wollten, und die den Zweck hätte, alle Vorteile, die bis jetzt den Verlegern in so reichem Maße zufließen, den Komponisten zuzuwenden . . . Die Komponisten müßten Kaution für die Auslagen der Herstellung ihrer Werke stellen und erhielten dagegen alljährlich etwa Bericht über den Absatz, Auszahlung des Überschusses nach geschehener Deckung der Auslagen.

Leipzig, den 18. Mai 1837 an A. W. von Zuccalmaglio.

69. Jetzt eine Bitte; sie betrifft die Kunst, wie mein Interesse. Der Verleger meiner Zeitschrift hat sich auf mein dringendes Ansuchen

bewegen lassen, dem Journal allvierteljährlich eine größere Komposition beizulegen. Ich will damit allerhand hübsche Gedanken in's Werk setzen und die Sache soll Feuer unter die Musiker machen. So sollen Liedertexte ausgeschrieben werden und die interessantesten in einem Hefte neben einander gestellt werden, wohl auch ein schlechtes mit aufgenommen, damit die Kritik recht treu nachweisen und der Leser, die Noten in der Hand, nachfolgen kann. — Auf die Manuskripte Unbekannter und wirklicher Talente wird hauptsächlich geachtet; ihr Name wird sich dadurch im Augenblick Bahn brechen (die Zeitschrift hat gegen 500 Leser, die die Kompositionen sämtlich umsonst erhalten). — Von Zeit zu Zeit sollen auch alte Kompositionen, die nur im Manuskripte vorhanden, so Fugen von Scarlatti, wohl auch ein ganzes Bach'sches Konzert in Partitur, beigelegt werden. — Sodann möchte ich mich mit meinen Freunden zu einem Zyklus kleiner Kompositionen verbinden; der Eine müßte anfangen, der Andere müßte das Stück sehen

und eine neue Komposition hinzufügen und so fort, damit das Ganze einen Halt bekäme, der den Albums sonst so sehr fehlt. Kurz, Vieles habe ich damit im Sinn.

Leipzig, den 23. August 1837 an Ignaz Moscheles
in Frottbeck bei Hamburg.

70. Bei den Vortragäbezeichnungen habe ich eine Frage: ob wir nicht deutsche einführen wollen; ich werde Ihnen bald „Phantasiestücke“ von mir schicken. Da können Sie sehen, daß es ganz gut sieht. Also statt Allegro Rasch oder Feuerig oder sonst usw. — — „Allegro passionato“ ist schon richtig; deutsch würde ich darüber setzen: äußerst bewegt oder: schnell und mit äußerst starker Empfindung.

Leipzig, den 21. September 1837 an Adolf Henjelt
in Salzbrunn. (Vergl. Nr. 98)

71. Da kam mir der Stand des Dichters so göttlich vor, der's Rechte trifft, mit so wenig Worten für alle Zeiten gültig . . . Vor dem

reinen Dichter hat selbst der gemeine Mann eine Scheu, er traut ihm, widerseht sich ihm nicht.

Leipzig, den 5. Januar 1838 an Clara Wieck, die von Grillparzer in einem Gedicht gefeiert worden war.

72. Mein Weg ist ein ziemlich einsamer, ich weiß es, auf dem kein Hurrah einer großen Menge zur Arbeit anfeuert, auf dem mich nur meine großen Vorbilder Bach und Beethoven aus der Ferne anblicken und es an Trostworten, an stärkender Gabe nicht fehlen lassen. Sonst bin ich nur von Wenigen verstanden, wofür mich aber allein die Liebe Dreier entschädigt, und das ist: Liszt, Clara Wieck und — jetzt die Ihrige.

Leipzig, den 8. Februar 1838 an Simonin de Sir in Dinant (Belgien), der sich sehr für Schumann und seine Musik interessierte.

73. Sonderbar sieht es manchmal im Menschenherzen aus, und Schmerz und Freude durchkreuzen sich in wilder Buntheit . . . Noch fühle ich manches in mir, ja oft bin ich so vermess'n



CLARA WIECK im 20. Lebensjahr (nach Staub)

zu glauben, die Tonkunst als Sprache der Seele stände noch in den Anfängen. Möge denn über solche Gedanken ein schöner Genius walten, und, was noch in der Wiege liegt, zu blühendem kräftigen Leben erziehen!

Leipzig, den 8. Februar 1838 an Simonin de Sire,
Schumann's Verehrer in Belgien.

74. Das Klavier wird mir zu enge, ich höre bei meinen jetzigen Kompositionen oft noch eine Menge Sachen, die ich kaum andeuten kann; namentlich ist es sonderbar, wie ich fast alles kanonisch erfinde, und wie ich die nachsingenden Stimmen immer erst hinterdrein entdecke, oft auch in Umkehrungen, verkehrten Rhythmen usw. Der Melodie schenke ich jetzt große Sorgfalt, wie Du wohl findest; auch da kann man durch Fleiß und Beobachtung viel gewinnen. Aber freilich meine ich unter Melodie andere als italienische, die mir nun einmal wie Vogelgesang, das heißt anmutig zu hören, aber inhalt- und gedankenlos vorkommt.

Leipzig, den 11. Februar 1838 an die Braut Clara,
auf deren Anregung Schumann jetzt begann, Quartette
zu schreiben.

75. Ich kann sehr ernst sein, oft tagelang — — es sind meist Vorgänge in meiner Seele, Gedanken über Musik und Kompositionen. Es affiziert mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Literatur, Menschen; über alles denke ich nach meiner Weise nach, was sich dann durch die Musik Luft machen, einen Ausweg suchen will. Deshalb sind auch viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfend, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift, und ich es dann musikalisch wieder aussprechen muß. Darum genügen mir auch so wenig (neuere) Kompositionen, weil sie, abgesehen von allen Mängeln des Handwerks, sich auch in musikalischen Empfindungen der niedrigsten Gattung, in gewöhnlichen lyrischen Ausrufungen herumtreiben. Das Höchste, was hier geleistet wird, reicht noch nicht bis zum Anfang der Art meiner Musik.

Jenes kann eine Blume sein. Dieses ist das um so viel geistigere Gedicht; jenes ein Trieb der rohen Natur, dieses ein Werk des dichterischen Bewußtseins. Dies alles weiß ich auch nicht während des Komponierens und kommt erst hinterher — Du wirst wohl wissen, wie ich's meine, die Du auf solcher Höhe der Leiter stehst. Auch kann ich nicht darüber sprechen, wie überhaupt über Musik nur in einzelnen Sätzen, aber ich denke wohl darüber nach — kurz, sehr ernst wirst Du mich zuweilen finden und gar nicht wissen, was Du von mir denken sollst.

Leipzig, den 13. April 1838 an die Braut Clara.

76. Daß Sie sich meiner Phantasiestücke so warm annehmen, ist mir schon recht. Ich bedarf solcher Amazonen. Die Musiken mancher Komponisten gleichen ihren Handschriften: schwierig zu lesen, seltsam anzuschauen; hat man's heraus aber, so ist's als könne es gar nicht anders sein; meine Handschrift gehört zum Gedanken, der Gedanke zum Charakter usw. usw. Kurz, ich kann

nicht anders schreiben und komponieren, als Sie mich einmal kennen, meine liebe Freundin.

Leipzig, den 15. Juni 1838 an Frau Henriette Voigt in Berlin.

77. Für die Volkslieder meinen besondern Dank. Muß aber gestehn, daß mir die Begleitung hier und da nicht behagt, mir nicht natürlich genug scheint. Freilich höre ich mit Musikerohren und kann auch im Volkslied keine Quinten und Oktaven ausstehen, obgleich man sie da oft antrifft.

Leipzig, den 8. August 1838 an A. von Zuccalmaglio.

78. Komponiert hab' ich hier manches; es ist aber kein Segen darauf, woran es liegt, weiß ich nicht. Vielleicht daran, daß ich noch nicht heimisch bin [nämlich in Wien]. Es spiegelt sich nun einmal alles in meiner Musik ab!

Wien, den 10. Januar 1839 an C. Montag in Weimar.

79. Liebe Klara, Du spielst oft jenen, die noch

garnichts von mir kennen, den „Karneval“ vor — wären dazu die „Phantasiestücke“ nicht besser? Im Karneval hebt immer ein Stück das andre auf, was nicht alle vertragen können. In den Phantasiestücken kann man sich aber recht behaglich ausbreiten — doch tue nur, wie Du willst! Ich denke mir manchmal, was Du als Mädchen selbst bist, achtest Du an der Musik vielleicht zu wenig, nämlich das Trauliche, einfach Liebenswürdige, Ungekünstelte. Du willst am liebsten gleich Sturm und Blitz und immer nur alles neu und nie dagewesen. Es gibt auch alte und ewige Zustände und Stimmungen, die uns beherrschen. — Das Romantische liegt aber nicht in den Figuren und Formen; es wird ohnehin darin sein, ist der Komponist nur überhaupt ein Dichter. Am Klavier und mit einigen Kinderzügen wollte ich Dir dies alles besser beweisen. Was ich jedoch überhaupt manchmal fürchte ein wenig, ist, daß wir uns oft vielleicht recht zanken werden in musikalischen Geschmacks=sachen, wo jeder Mensch so sehr verwundbar ist;

da hab' nur manchmal keine Rücksicht mit mir; ich kann dann oft in der Hitze so fein wie mit Glasspitzen verletzen.

Wien, den 24. Januar 1839 an die Braut Clara.

80. Ich bin durch ein unglückliches Geschick des vollkommenen Gebrauches meiner rechten Hand beraubt worden und spiele meine Sachen nicht, wie ich sie in mir trage. Das Übel der Hand ist nichts, als daß einige Finger (wohl durch zu viel Schreiben und Spielen in früherer Zeit) ganz schwach geworden, sodaß ich sie kaum gebrauchen kann. Dies hat mich schon oft betrübt; nun, der Himmel gibt mir aber dafür dann und wann einen starken Gedanken, und so denke ich der Sache nicht weiter.

Wien, den 15. März 1839 an Simonin de Sire in Dinant. Schumann hatte sich die Lähmung durch unvorsichtige Experimente zur Förderung der Fingerfertigkeit zugezogen.

81. Viel könnte ich Ihnen auch über mein inneres Treiben mitteilen; auch ich kann nie

raften und muß es durch Musik aussprechen; immer eröffnen sich mir noch mehr Wege und Ausgänge, und ich weiß gar nicht, wie ich in zehn Jahren schreiben werde.

Wien, den 31 März 1839 (am ersten Ostertag) an Hermann Hirschbach, von dem Schumann sehr Großes erwartete. „Der Gedanke an Faust, der mich immer am heutigen Tage umspinnt, erinnert mich an Sie, mein Teurer!“

82. Vielleicht finden sie auch, daß mein Stil immer leichter und weicher geworden. Früher grübelte ich lange, jetzt streiche ich kaum eine Note. Es kommt mir alles von selbst, und sogar manchmal ist es mir, als könnte ich immerfort spielen und nie zu Ende kommen.

Wien, den 15 März 1839 an Simonin de Sire in Dinant.

83. Ich bin im Grund sehr glücklich in meinem Wirkungskreis; aber könnte ich erst die Zeitung ganz wegwerfen, ganz der Musik leben als Künstler, nicht mit so vielem Kleinlichen zu

schaffen haben, was ja eine Redaktion mit sich bringen muß, dann wäre ich erst ganz heimisch in mir und auf der Welt. Vielleicht bringt dies die Zukunft noch; und dann gibt es nur Symphonieen von mir zu verlegen und zu hören. Das Klavier möchte ich oft zerdrücken, und es wird mir zu eng zu meinen Gedanken. Nun hab ich freilich im Orchestersaß noch wenig Übung; doch denke ich noch Herrschaft zu erreichen.

Leipzig, den 14. April 1839 an Heinrich Dorn in Riga.

84. Mich reizt nur das Äußerste, Bach fast durchaus, Beethoven zumeist in seinen späteren Werken . . . Ich fing gleich an zu komponieren und das Einfach Lyrische genügte mir schon in jungen Jahren nicht mehr. So gelangte ich bald zu Beethoven, bald zu Bach; Lektüre, Umgebungen, innere und äußere Erlebnisse drangen ebenfalls auf mich ein, und so frag ich mich denn jetzt manchmal schon, was das wohl für ein Ende haben kann.

Leipzig, den 14. Juni 1839 an Dr. Eduard Krüger
in Emden.

85. Komponieren Sie noch mehr für Gesang?
Oder sind Sie vielleicht wie ich, der ich Gesang-
kompositionen, so lang ich lebe, unter die In-
strumentalmusik gesetzt habe und nie für eine
große Kunst gehalten? Doch sagen Sie Nie-
mandem davon!

Leipzig, den 30. Juni 1839 an H. Hirschbach.

86. Bin ich auch mehr im praktischen Teil un-
serer Kunst gebildet, so habe ich doch auch der
wissenschaftlichen Forschung nicht teilnahmslos
zugeesehen. Ihre genealogischen Arbeiten genauer
kennen zu lernen, wünschte ich hauptsächlich.
Daß ich Ihnen sage, daß ich mich gerade kurz
vor Ihrem Schreiben mit einem ähnlichen Ge-
danken herumgetragen.

Leipzig, den 19. Januar 1840 an Albert Schiffner
in Dresden, von dem in der Zeitschrift der Aufsatz
„Seb. Bachs geistige Nachkommenschaft“ erschien, (1840).

87. Die akademische Doktorwürde wünschte ich unter zwei Bedingungen zu erlangen, entweder daß ich mich ihrer durch eine noch zu leistende Arbeit würdig machte, oder daß mir das Diplom mit Hindeutung auf meine früheren Leistungen als Komponist und Schriftsteller ausgestellt würde. Das Erstere wäre das Beschwierlichere, das zweite freilich das Erfreulichere und mir am meisten Nutzende. Stehen Sie mir mit gutem Rat noch einmal bei. Lateinisch kann ich nur wenig; aber zu einer tüchtigen deutschen Abhandlung fühl' ich schon eher Kraft. So bin ich jetzt in Vorbereitungen zu einem Aufsatz über Shakespeares Verhältnis zur Musik, seine Aussprüche, seine Ansichten, die Art, wie er Musik in seinen Dramen anbringt usw., ein äußerst reiches und schönes Thema, dessen Ausarbeitung freilich einige Zeit verlangte, da ich doch den ganzen Shakespeare dazu durchlesen muß.

Leipzig, den 8. Februar 1840 an Professor Keferstein in Jena. Im Briefe heißt ferner: „Es liegt mir daran, nicht allein, daß es heißt, ich bin das und

das geworden, sondern es soll auch ein Grund dazu im Diplom angegeben sein.“

88. Daß ich eine Reihe von Jahren hindurch mir und meinen Ansichten treu geblieben bin, stärkt mich oft in meinem Glauben daran, denn Irrtum kann nicht so lange haften. Einer treuen Verehrung für das Überkommene, das Alte, bin ich mir vor allem bewußt, nicht minder habe ich jedoch auch die Talente der Gegenwart zu fördern gesucht, fußen sie nun auf dem Alten (wie zum Teil Mendelssohn), oder haben sie wirklich Eigentümliches und Neues erdonnen, wie etwa Chopin. Als Komponist gehe ich vielleicht einen von allen anderen verschiedenen Weg; es spricht sich nicht gut über diese geheimsten Dinge der Seele.

Leipzig, den 17. Februar 1840 an Hofrat Reinhold, Dekan der Universität Jena, wo Schumann die Doktorwürde erlangen wollte; Ende Februar erhielt er das Diplom.

89. Sie wissen vielleicht nicht, was ich alles in

den letzten Jahren zu Tag gefördert als Komponist und wie ich trotzdem meine Pflicht als Redakteur treulich erfüllt. Glauben Sie wohl, daß ich in den beiden vergangenen Jahren 400 Seiten Musik geschrieben, die auch meistens gedruckt ist. Und dann denke ich doch auch, meine Musik hat nichts vom Handwerk an sich und kostet dem Herzen mehr, als man ahnen mag, und dann will es doch auch Ruhe nach so großer Anstrengung. Die Redaktion der Zeitung kann nur Nebensache sein, mit so großer Liebe ich sie auch hege. Ist doch jeder Mensch auf das Heiligste verpflichtet, die höheren Gaben, die in ihn gelegt sind, zu bilden.

Leipzig, den 19. Februar 1840 an Professor Reserstein in Jena.

90. Raum kann ich Ihnen sagen, welcher Genuß es ist, für die Stimme zu schreiben in Verhältnis zur Instrumentalkomposition, und wie das in mir wogt und tobt, wenn ich in der Arbeit sitze. Da sind mir ganz neue Dinge aufge-

gangen und ich denke wohl auch an eine Oper, was freilich nur möglich, wenn ich ganz einmal von der Redaktion los bin.

Leipzig, den 19. Februar 1840 an Professor Rezerstein in Jena.

91. Adieu nun, mein Mädchen, das Tönen und Musizieren macht mich beinahe tot jetzt; ich könnte darin untergehen. Ach, Clara, was das für eine Seligkeit ist, für Gesang zu schreiben; die hatte ich lange entbehrt.

Leipzig, den 22. Februar 1840 an die Braut Clara.

92. Es ist doch gar zu kleinlich von Fink, von meinen Klavierkompositionen, die sich denn doch immer auf eine Art hervortun, daß sie eigentlich gar nicht übersehen werden können, seit wohl neun Jahren keine einzige erwähnt zu haben; nicht meines Namens willen ärgert es mich, sondern der Richtung halber, von der ich weiß, daß sie die der späteren Musik überhaupt sein wird.

Leipzig, den 29. Februar 1840 an Professor Rezerstein. Fink war Redakteur der „Allgemeinen musi-

kalischen Zeitung.“ Charakteristisch für Schumann ist, was er in Bezug auf Fink und dessen Kritik am 21. August 1840 an Keiserstein schreibt, nämlich: „Durch Härtels auf Fink influiren zu wollen, bin ich, aufrichtig gesprochen, zu stolz, wie mir überhaupt alles künstliche Belebenwollen der öffentlichen Meinung durch den Künstler selbst verhaßt ist. Was stark ist, dringt schon durch. Daß ich aber gegen gründliches und fennnißreiches Urtheil taub wäre, glauben Sie wohl, daß es nicht ist, nur soll der Künstler nicht selbst dazu veranlassen.“

93. Am zurückgelegten Weg freut mich manches; es ist aber nichts gegen die Aussichten, die ich sich mir in einzelnen schönen Stunden in der Ferne eröffnen sehe. Wissen Sie mein Morgen- und abendliches Künstlergebet? Deutsche Oper heißt es. Da ist zu wirken. Aber auch die Sinfonie soll nicht vergessen werden.

Leipzig, den 1. September 1842 an Karl Kößwatz

94. Daß Bach und Jean Paul den größten Einfluß auf mich geübt in früheren Zeiten, finden Sie wohl ohne meine Anmerkung heraus. Jetzt bin ich wohl selbständiger geworden.

Leipzig, den 5. Mai 1843 an K. Koßmaly bei
Übersendung älterer Kompositionen.

95. Auch darin hat sich die Zeit verändert; sonst galt es mir gleich, ob man sich um mich bekümmere oder nicht — hat man Frau und Kinder, so wird das ganz anders — man muß ja an die Zukunft denken, man will auch die Früchte seiner Arbeit sehen, nicht die künstlerischen, sondern die profaischen, die zum Leben gehören, und diese bringt und vermehrt nur der größere Ruf.

Leipzig, den 5. Mai 1843 an K. Koßmaly.

96. Wie schön sind die Zeiten des jugendlichen Zusammenlebens und Strebens; Leiden und Freuden, es kennt sie doch niemand so gut als der Künstler . . . Ich möchte ganz der Komposition leben; aber freilich der Drang nach einem geregelten Wirkungskreise wird immer größer, je älter man wird . . . Eine tolle Zeit. Wohl dem, der sich in seinen vier Wänden wohl befindet, Partiturnotizpapier vor sich und prächtige Kompositionen hineinmalend.

Leipzig, den 5. Juni 1844 an Verhulst in Rotterdam.

97. Hofrat Carus hat mir Früh-Morgen-Spaziergänge angeraten, die mir denn auch sehr gut bekommen; doch langt es überall noch nicht zu und es juckt und zuckt mich täglich an hundert verschiedenen Stellen. Ein geheimnisvolles Leiden — wenn es der Arzt anpacken will, scheint es zu entfliehen . . . In mir paukt und trompetet es seit einigen Tagen sehr (Trombe in C); ich weiß nicht, was daraus werden wird.

Dresden, Ende September 1845 an Mendelssohn.

Es wurde „daraus“ die Sinfonie in C-dur, op. 61.

98. Ich wünschte zur Sprache gebracht das französische Titelwesen, dergleichen den Mißbrauch italienischer Vortragsbezeichnung in Kompositionen deutscher Tonsetzer und würde Sie bitten, einen Antrag zu stellen auf Abschaffung aller Titel in französischer Sprache, wie auf Ausmerzung solcher italienischer Vortragsbezeichnungen, die sich ebenso gut, wo nicht besser in deutscher Sprache ausdrücken lassen.

Dresden, den 8. August 1847 an Brendel. Siehe Nr. 70.

99. Mein Bestreben geht nicht dahin, nur von Ihnen oder irgend wem ein unbedingtes Lob, ein Außersichsein über mein Werk zu erzwingen. Nein, nur dies will ich, daß der, in dessen Händen der Erfolg einer so mühevollen Arbeit zum großen Teile liegt, derselben jene künstlerische Teilnahme entgegenbringe, ohne die überhaupt nichts in der Kunst gedeihen kann. Mit anderen Worten: Tadel vertrag' ich, aber über die Achsel, mein Herr Musikdirektor, lasse ich mir mein Werk nicht ansehen.

Dresden, den 1. November 1848 an Julius Riez in Leipzig, der die Oper „Genoveva“ angenommen hatte.

100. Wo die dramatische Wirkung durch zu viel Musik oder sonst wie aufgehalten wird, muß alles zum Opfer gebracht werden, und ich bin Ihnen dankbar, wo Sie mir dies andeuten.

Dresden, den 21. November 1848 an Kapellmeister Julius Riez in Leipzig, der Schumann's Oper „Genoveva“ einstudierte.

101. Ist mir's auch nicht vergönnt gewesen, Ihres persönlichen Umganges mich oft zu erfreuen, so erkenne ich Sie doch aus Ihrer Musik — und selten täusch' ich mich darin, d. h. in meiner Schlußfolgerung vom Künstler auf den Menschen. Ohne diesen Glauben hätte es mir ja auch gar nicht einfallen können, Ihnen die „Genoveva“ überhaupt in die Hände zu geben.

Bad Kreischa bei Dresden, den 20. Mai 1849 an
Julius Rieß in Leipzig.

102. Im Ernst — von Ihnen, der so viele meiner Kompositionen kennt, hätte ich etwas anderes vermutet, als im Bausch und Bogen so ein Urtheil über ein ganzes Künstlerleben auszusprechen. Betrachten Sie meine Kompositionen genauer, so müßten Sie gerade eine ziemliche Mannigfaltigkeit der Anschauungen darin finden, wie ich denn immer darnach getrachtet habe, in jeder meiner Kompositionen etwas anderes zu Tage zu bringen und nicht allein der Form nach. Und wahrlich, sie waren

doch nicht so übel, die in Leipzig beisammen waren. — Mendelssohn, Hiller, Bennett u. a. — mit den Parisern, Wienern und Berlinern konnten wir es ebenfalls auch aufnehmen. Gleich sich aber mancher musikalische Zug in dem, was wir komponiert, so nennen Sie es Philister oder wie Sie wollen, — alle verschiedenen Kunstepochen haben dasselbe aufzuweisen, und Bach, Händel, Gluck, später Mozart, Haydn, Beethoven sahen sich an hundert Stellen zum Verwechseln ähnlich (doch nehme ich die letzten Werke Beethovens aus, obgleich sie wieder auf Bach deuten). Ganz original ist Keiner. Soviel über Ihre Äußerung, die eine ungerechte und beleidigende war. Im übrigen vergessen wir des Abends — ein Wort ist kein Pfeil — und das Vorwärtstreben die Hauptsache. —

Bad Kreitscha bei Dresden, 31. Mai 1849 an Franz Liszt in Weimar, der am 9. Juni 1848 durch seine verächtlichen Bemerkungen über Mendelssohn und die „Leipziger Musik“ Schumann zu einem Zornausbruch veranlaßt hatte.

103. Ach ja — von den Schmerzen und Freuden, die die Zeit bewegen, der Musik zu erzählen, dies fühl ich, ist mir vor vielen Anderen zuerteilt worden. Und daß Sie es den Leuten manchmal vorhalten, wie stark eben meine Musik in der Gegenwart wurzelt und etwas ganz anderes will als nur Wohlklang und angenehme Unterhaltung, dies freut mich und muntert mich auf zu höherem Streben.

Dresden, den 17. Juni 1849 an Franz Brendel in Leipzig.

104. Wo ist der allgemein anerkannte Komponist, wo gibt es eine von Allen anerkannte *Sacro sanctitas* eines Werkes, und wäre es des höchsten! — Freilich hab ich es mir sauer werden lassen, und zwanzig Jahre hindurch, unbekümmert um Lob und Tadel, dem einen Ziele zugestrebt, ein treuer Diener der Kunst zu heißen. Aber ist es denn keine Genugtuung, dann von seinen Arbeiten in der Weise gesprochen zu sehen, wie Sie, wie Andere es oft

taten. Also wie gesagt, ich bin ganz zufrieden mit der Anerkennung, die mir bisher in immer größerem Maße zuteil geworden. Mit Bornierten, Mittelmäßigen freilich führt einen der Zufall wohl auch zusammen, um die muß man sich nicht kümmern.

Dresden, den 18. September 1849 an Franz Brendel in Leipzig.

105. Der Anfang (des Gedichtes) gab mir ganz die Stimmung einer Sommermondnacht. In der Folge nimmt das Gedicht eine etwas sinnliche Wendung, und es mag ihm, als Gedicht, dies unverwehrt sein. Anders in der Musik; — diese sträubt sich dagegen, namentlich von Frauenmund gesungen. So habe ich denn vorschlagsweise ein paar andere Zeilen hinzugefügt, an deren Stelle Sie auch andere setzen mögen, wenn nur die anfängliche Stimmung des Gedichtes erhalten bleibt.

Dresden, im November 1849 an Dr. Chr. Schad in Rüggingen, für dessen Musen-Almanach (1850) Schumann

das Gedicht „Sommerruh“ komponiert hat. Die be-
anstandete Strophe lautet:

Leise Wellen kräuselnd blinken,
Wie wenn weiße Schultern winken
Mondverklärte Liebesruh.

106. Auf mich hat die ganze Zeit anregend im
höchsten Grad gewirkt. Nie war ich tätiger, nie
glücklicher in der Kunst. Manches hab' ich zum
Abschluß gebracht, mehr noch liegt von Plänen
für die Zukunft vor. Teilnahme von fern und
nah gibt mir auch das Bewußtsein, nicht ganz
umsonst zu wirken — und so spinnen und spinnen
wir fort und zuletzt uns selber gar ein.

Dresden, den 29. November 1849 (Revolutionsjahr!)
an Dr. E. Krüger in Emden.

107. Sollten Ihnen meine Kompositionen,
namentlich die größeren, nicht hier und da be-
weisen, daß ich einige Bekanntschaften mit Meistern
gepflogen habe? — Bei diesen weiß ich und
wußte ich mir immer Rats zu erholen, beim ein-
fachen Glück, beim komplizierten Händel,
beim kompliziertesten Bach! Studieren

Sie nur namentlich den letzteren, und es wird Ihnen die komplizierteste meiner Arbeiten noch einfach genug vorkommen. Sollte Ihnen auch das nicht aus meiner Musik klar geworden sein, daß es mir noch um etwas anderes zu tun, als Kinder und Dilettanten zu amüsieren? Als ob es nur eine, zwei Formen gäbe, in die sich alle geistigen Gebilde schmiegen müßten, als ob nicht der Gedanke seine Form von selbst mit auf die Welt brächte! Als ob nicht jedes Kunstwerk einen anderen Gehalt haben müsse und mithin auch eine andere Gestalt! Also ich gebe Ihnen Herrn D. v. Redwitz hundertmal hin für Jean Paul, und Shakespeare ist mir noch lieber.

Düsseldorf, den 22. September 1851 an den Candidaten J. N. in T., der Schumann weise Rathschläge erteilen wollte.

108. Ich mußte vor allem die musikalische Form mir klar machen. Es ist ein gewaltiger Stoff; wir müssen, was nicht zur Entwicklung durchaus nötig, ausscheiden, — auch, meine ich,

das Eingreifen übersinnlicher Wesen. Nur der Geist des Hufß will mir an rechter Stelle erscheinen.

Düsseldorf, den 14. Februar 1851 an Richard Pohl, Student in Leipzig, der die Skizze zu einem Oratorium „Luther“ Schumann eingesandt hatte. Am 7. Dezember 1851: „Wegen Luther fängt es mir an bange zu werden.“ Sie wurde nicht ausgeführt, obwohl Schumann noch am 18. März 1853 an Pohl schreibt: „Ich hänge noch mit aller Liebe an dieser Idee, die zu verwirklichen auch Sie nicht nachlassen möchten.“

109. Die Kritiken sind Zäune und Hecken, durch die jeder hindurch muß, der zum Barnaß will. Ich lese dergleichen nur, wenn es mir zufällig in die Hände gerät. Will ich mir Rats erholen, so weiß ich schon, wo ihn finden — in meinen Partituren nämlich von Händel und Bach und Mozart und Beethoven.

Düsseldorf, den 4. Februar 1852 an J. B. Laurens in Montpellier, der eine schlechte Kritik über Schumanns „Genoveva“ gelesen hatte.

110. Ich kam vor einiger Zeit ins Lesen alter

Jahrgänge meiner musikalischen Zeitschrift. Das ganze Leben bis zur Zeit, wo Mendelssohn in höchster Blüte wirkte, entfaltete sich immer reicher vor mir. Da fuhr es mir in den Sinn: ich wollte die zerstreuten Blätter, die ein lebendiges Spiegelbild jener bewegten Zeit gaben, die auch manchem jüngeren Künstler lehrreiche Winke geben über Selbsterfahrenes und Erlebtes, in ein ganzes Buch sammeln zum Andenken an jene Zeit, wie auch an mich selbst.

Düsseldorf, den 3. Juni 1852 an Dr. Härtel.

111. Mit vieler Betrübniß sende ich den „Ritter Mond“ zurück. Die poetische Erfindung des Gedichtes scheint mir ausgezeichnet; aber für die Musik, glaub' ich, eignet es sich nicht. Den Mond als Person, als singende zumal, sich vorzustellen, man kann es nicht wagen.

Düsseldorf, den 18. März 1853 an R. Pohl, der Schumann ein umfangreiches Gedicht (nach Max Maria von Weber bearbeitet) eingekandt hatte.

112. Der Ausdruck „Kunstwerk der Zukunft“

ist eigentlich ein Widerspruch in adjecto; denn wollten wir lauter „Zukunftswerke“ machen, so wäre es mit der Gegenwart ganz aus. Das beste „Zukunftswerk“ ist eben das Musterwerk.

Düsseldorf, den 24. Juli 1853 an A. Strackerjan
in Oldenburg.

113. Ich war zum Entschluß gekommen, meine frühern musikalisch-literarischen Aufsätze zu überarbeiten und, von einem sehr anständigen Leipziger Verleger dazu angepornt, sie zum Druck vorzubereiten, wie sie denn bis zur Ostermesse in vier Bänden erscheinen werden. Es macht mir Freude zu bemerken, daß ich in der langen Zeit, seit über zwanzig Jahren, von den damals ausgesprochenen Ansichten fast gar nicht abgewichen bin.

Düsseldorf, den 17. Januar 1854 an Strackerjan.

114. Ich habe immer wieder an meinem „Garten“ gearbeitet. Er wird immer stattlicher; auch Wegweiser habe ich hier und da hingesezt, daß man sich nicht verirrt, d. h. aufklärenden Text. Setzt

bin ich in die uralte Vergangenheit gekommen, in Homer und das Griechentum. Namentlich im Plato habe ich herrliche Stellen entdeckt.

Düsseldorf, den 6. Februar 1854 an Josef Joachim.
Schumann beabsichtigte die Herausgabe eines „Dichtergarten.“ Eine Sammlung von Aussprüchen über Musik aus allen Dichtern.

Ueber eigene Werke

115. — — daß alle sobald als möglich die Schlußzene aus Jean Pauls Flegeljahren lesen möchten, und daß die „Papillons“ diesen Larventanz eigentlich in Töne umsetzen sollten und fragt sie dann, ob vielleicht in den Papillons etwas von Wina's Engelsliebe, von Walt's Dichtergemüt und von Bult's scharfblickender Seele richtig wieder spiegelt.

Leipzig, den 7. April 1832 an die Familie in Zwickau bei Überjendung „der Papillons.“ (op. 2.)

116. Ew. Wohlgeboren erinnern sich der letzten Szene in den Flegeljahren — Larventanz — Walt — Bult — Masken — Wina — Bult's Tänzen — das Umtauschen der Masken — Geständnisse — Zorn — Enthüllungen — Fortteilen — Schlußzene und dann der fortgehende Bruder. — Noch oft wendete ich die letzte Seite um: denn der Schluß schien mir nur ein neuer Anfang — faßt unbewußt war ich am Klavier und so entstand ein Papillon nach dem andern.

Leipzig, den 19. April 1832 an den Musikschriststeller L. Kellstab über die Entstehung der „Papillons“ (op. 2.)

117. Eine Brücke zu den Papillons [op. 2]: Über dem zerstäubten Leib denken wir gern die Psyche emporflattern. — Manches könnten Sie von mir darüber erfahren, wenn es nicht Jean Paul besser täte. Haben Sie einmal eine freie Minute, so bitt' ich Sie, das letzte Kapitel der Flegeljahre zu lesen, wo Alles schwarz auf weiß steht bis auf den Riesenstiefel in Fis-moll (beim Schluß der Flegeljahre ist's mir, als würde das Stück [allerdings] geschlossen, als fielen aber der Vorhang nicht herunter). — Ich erwähne noch, daß ich den Text der Musik untergelegt habe, nicht umgekehrt — sonst scheint es mir ein „töricht Beginnen.“ Nur der letzte, den der spielende Zufall zur Antwort auf den ersten gestaltete, wurde durch Jean Paul erweckt. Noch eine Frage: Sind Ihnen die Papillons nicht an sich klar? Es ist mir interessant, dies zu erfahren.

Leipzig, den 22. August 1834 an Frau Henriette Voigt.

118. Eine neue Arbeit bittet um Ihre gütige Vormundschaft. Spreche ich eigentlich für ein Stiefkind, so zog ich's wahrlich mit Fleiß und Lust — ich gestehe es, auch nicht ohne Interesse, da es mein theoretisches Examen vor der Kritik sein soll. Im Ernst — die Bearbeitung war nicht ohne Schwierigkeiten, da die Harmonieen oft dunkel und mehrdeutig (selbst inkorrekt), manche von den Caprizen an Rundung oder Freiheit des Ganzen nicht ganz musterhaft zu nennen sind. (Was mich aber so sehr an jeder anzog, war die Kühnheit und Großartigkeit der Gedanken und die schwärmerische Phantasie, die zum erstenmal ihre Ketten von sich warf.

Zwidau, den 6. Dezember 1832 an den Kritiker Castelli in Wien, (Allgem. musikal. Anzeiger.) „Studien nach Capricen von Paganini“ (op 3.)

119. Verzeihung wegen des Ringes! Edelsteine ziehen Geistesfunken aus, sagt man; es haben sich auch unter ihm viel musikalische Romane begeben, die ich „Szenen“ nennen will. Eigent-

lich sind's Liebeslilien, die der Sehnsuchts-walzer zusammenhält. Die Zueignung verdient und schätzt nur eine As-dur=Seele, mithin eine, die Ihnen gleiche, mithin Sie allein, meine teure Freundin.

Leipzig, den 4. September 1834 an Henriette Voigt. Schumann hat 1833 über den Schubert'schen Sehnsuchtswalzer Variationen geschrieben.

120. In den Davidsbündlertänzen [op. 6] sind viele Hochzeitsgedanken — — sie sind in der schönsten Erregung entstanden, wie ich mich nur je besinnen kann . . . Was in den Tänzen steht, das wird mir meine Clara herausfinden, der sie mehr wie irgend etwas von mir gewidmet sind — ein ganzer Bolterabend nämlich ist die Geschichte und Du kannst Dir nun Anfang und Schluß ausmalen. War ich je glücklich am Klavier, so war es, als ich sie komponierte.

Leipzig, den 5. Januar 1838 an die Braut Clara Wied.

121. Die Erinnerung an Ihren Aufenthalt hier

wird immer zu meinen schönsten gehören, und daß das, was ich schreibe, wahr ist, werden Sie in acht „Phantasiestücken“ sehen, die demnächst erscheinen und Ihren Namen auf der Stirn tragen werden. Ich habe Sie allerdings nicht um die Erlaubniß gebeten, Ihnen diese Widmung zu machen, aber Ihnen gehören sie, und die ganze romantische Geschichte des Rosentals ist in der Musik beschrieben. Im September werden sie fertig sein. Wohin und wie soll ich sie senden? . . . Ich spreche auch von den schönen Augen von Mrs. Laidlaw, die ich noch zu sehen meine.

Leipzig, den 19 August 1837 an Anna Robinia Laidlaw, eine junge Schottin. Schumann hörte sie in Leipzig spielen, und darauf entspann sich eine Freundschaft, die von Seiten des Komponisten etwas der Liebe Ähnliches wurde. Sie pflegten zusammen ins Theater zu gehen und genossen im Sommer manche kleine Ausflüge à trois in das schöne Rosental. Die Phantasiestücke sind op. 12. Obige Fassung des Briefes ist nicht aus Janzens Sammlung, sondern nach der Veröffentlichung in den „Berl. N. Nachr.“; bei Janzen fehlt der Satz von den schönen Augen.

7*

122. Mit meinen Variationen steh' ich am Finale. Ich möchte gern den Trauermarsch nach und nach zu einem recht stolzen Siegeszug steigern und überdies einiges dramatisches Interesse hineinbringen, komme aber nicht aus dem Moll, und mit der „Absicht“ beim Schaffen trifft man oft fehl und wird zu materiell. Erfasst mich aber mal der günstige Augenblick, so will ich mich wie ein Kind ihm hingeben. Ich würde diese Komposition meine beste nennen, wüßt' ich nicht, daß man meist gerade seine letzte Arbeit für die beste hielte.

Zwickau, den 28. November 1834 an Herrn von Friden, dem er das Thema zu den 12 Variationen verdankt, die als symphonische Etüden, op. 13, veröffentlicht worden sind. Aus dem Nachlaß wurden 1873 noch fünf gedruckt.

123. Ich habe eine Phantasie [op. 17] in drei Sätzen vollendet, die ich im Juni 1836 bis auf das Detail entworfen hatte. Der erste Satz davon ist wohl mein Passioniertestes, was ich je gemacht — eine tiefe Klage um Dich.

Die andren sind schwächer, brauchen sich aber nicht gerade zu schämen. — — Meine Davidsbündlertänze [op. 6] sind ganz anders als der Karneval [op. 9] und verhalten sich zu diesem wie Gesichter zu Masken. Doch kann ich mich auch irren, da ich sie noch nicht vergessen. Das Eine weiß ich, daß sie unter Freuden entstanden sind, während jene oft unter Mühe und Qual.

Leipzig, den 11. Februar 1838 an Clara Wieck.

124. Sie empfangen hier, mein hochverehrter Herr, abermals zwei und ganz verschiedene Kompositionen. Den Maskentanz [„Karneval“ op. 9] zu entziffern, wird Ihnen ein Spiel sein; auch brauche ich Ihnen wohl schwerlich zu versichern, daß die Zusammenstellung sowie die Überschriften nach Komposition der Musikstücke entstanden sind. Die Studien lege ich Ihnen mit mehr Zuversicht an's Herz. Einige davon liebe ich jetzt noch, (sie sind beinahe drei Jahre alt).

Leipzig, den 23. August 1837 an Ignaz Moscheles
in Flottbeck bei Hamburg.

125. Der „Carneval“ [op. 9] ist auf Gelegenheit entstanden meistens und bis auf 3 oder 4 Sätze immer über die Noten: A C G H gebaut, die der Name eines böhmischen Städtchens, wo ich eine musikalische Freundin hatte, sonderbarerweise aber auch die einzigen musikalischen Buchstaben aus meinem Namen sind. Die Überschriften setzte ich später drüber. Ist denn die Musik nicht immer an sich genug und sprechend? Estrella ist ein Name, wie man ihn unter Porträts setzt, das Bild fester zu halten; Reconnaissance eine Erkennungsszene, Aveu Liebesgeständnis, Promenade ein Spaziergehen, wie man es auf deutschen Bällen Arm in Arm mit seiner Dame tut. Das Ganze hat durchaus keinen Kunstwert; einzig scheinen mir die vielfachen verschiedenen Seelenzustände von Interesse.

Leipzig, den 22. September 1837 an Ignaz Moscheles.
Estrella ist Ernestine von Fricken (nach Schumann's
Äußerung 1853), die in Aisch in Böhmen wohnte.

126. Daß Sie mein Carneval reizen mag, begreife ich wohl; es sieht ja im Künstlerherzen manchmal wunderbar aus, und die schreienden Dissonanzen, wie sie das Leben zusammensetzt, mildert die versöhnende Kunst, wie sie oft auch wieder die Freuden in dunkle lange Schleier einhüllt, daß man sie nicht so offen sehe.

Leipzig, den 9. Februar 1838 an Fräulein Julie Baroni-Cavalbò in Lemberg.

127. War es wie ein Nachklang von Deinen Worten, wo Du mir einmal schriebst, „ich käme Dir auch manchmal wie ein Kind vor“ — kurz, es war mir ordentlich wie im Flügelfleide und hab' da an die dreißig kleine pudige Dinger geschrieben, von denen ich etwa zwölf ausgelesen und Kinderscenen [op. 15] genannt habe. Du wirst Dich dran erfreuen, mußt Dich aber freilich als Virtuosin vergessen. — Das sind denn Überschriften wie „Fürchtenmachen“ — „Am Kamin“ — „Hätsche-Mann“ — „Bittendes Kind“ — „Ritter vom Steckenpferd“ — „Bon

fremden Ländern" — „Kuriose Geschichte" usw. und was weiß ich? — Nun, man sieht alles, und dabei sind sie leicht zum Blasen.

Leipzig, den 11. Februar 1838 an die Braut Clara.

128. Hast Du die „Kinderscenen" [op. 15] nun? Wie gefällt Dir denn das? Das „Bittende Kind", das „Kind im Einschlummern" und „Der Dichter spricht" nimm nur ja noch einmal so langsam, — das ist auch recht arrogant von mir, nicht wahr? — Aber ich kenne Dich, Clärchen, und Dein Feuer.

Wien, den 11. März 1839 an die Braut Clara.

129. Ich bin in meinen Kompositionen heiterer, weicher, melodischer geworden. Du wirst es wohl schon in den „Kinderscenen" [op. 15] gefunden haben. Dies sind aber nur Bagatellen, und ich habe mich in weit größeren Formen noch geübt.

Leipzig, den 28. September 1840 an Camille Stamaty in Paris, der 1836 in Leipzig mehrere Monate im Verkehr mit Schumann zugebracht hatte. (Vergl. auch Nr. 132.)

130. Nächstens erscheint viel. So ist mir's noch nie von Herzen gegangen, als in der letzten Zeit — drei Hefte Novellen [op. 21] (größere zusammenhängende abenteuerliche Geschichten). Kinderscenen [op. 15], sehr leicht für Kinder von einem großen — dann ein Quartett für Streichinstrumente, das mich eben hat und ganz beglückt, obgleich es nur als Versuch gelten kann.

Leipzig, den 3. April 1838 an Josef Fjichhof in Wien. Das Quartett ist wahrscheinlich nicht vollendet worden.

131. Später, als ich fertig war, habe ich zu meiner Freude die Geschichte von Hero und Leander in „Der Nacht“ gefunden. Du kennst sie wohl. Leander schwimmt alle Nächte durch das Meer zu seiner Geliebten, die auf dem Leuchtturm wartet, mit brennender Fackel ihm den Weg zeigt. Es ist eine alte, schöne, romantische Sage. Spiel ich „Die Nacht“, so kann ich das Bild nicht vergessen — erst, wie er sich ins Meer stürzt — sie ruft — er antwortet —

er durch die Wellen glücklich ans Land — dann die Cantilene, wo sie sich in den Armen haben, — dann, wie er wieder fort muß, sich nicht trennen kann — bis die Nacht wieder alles in Dunkel einhüllt. Sage mir doch, ob auch Dir dies Bild zur Musik paßt.

Leipzig, den 21. April 1838 an die Braut Clara.

132. Gewiß mag von den Kämpfen, die mir Clara gekostet, manches in meiner Musik enthalten und gewiß auch von Ihnen verstanden worden sein. Das Konzert, die Sonate, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinah allein veranlaßt. Ungechickteres und Bornierteres ist mir aber nicht leicht vorgekommen, als es Kellstab über meine Kinderszenen [op. 15] geschrieben. Der meint wohl, ich stelle mir ein schreiendes Kind hin und suche die Töne dann danach. Umgekehrt ist es. Doch läugne ich nicht, daß mir einige Kinderköpfe vorschwebten beim Komponieren; die Überschriften entstanden aber natür-

lich später und sind eigentlich weiter nichts als feinere Fingerzeige für Vortrag und Auffassung. Kellstab sieht aber wahrhaftig nicht viel über das ABC hinaus manchmal und will nur Akkorde.

Leipzig, den 5. September 1839 an Heinrich Dorn
in Niga.

133. Ich habe wieder ein ganzes Heft neuer Dinge fertig. „Kreiskleriana“ [op. 16] will ich es nennen, in denen Du und ein Gedanke von Dir die Hauptrolle spielen, und will es Dir widmen — ja Dir wie niemandem Anderem — da wirst du lächeln so hold, wenn Du Dich wiederfindest. Meine Musik kömmt mir jetzt selbst so wunderbar verschlungen vor bei aller Einfachheit, so sprachvoll aus dem Herzen, und so wirkt sie auf alle, denen ich sie vorspiele.

Leipzig, den 13. April 1838 an Clara Wieck.

134. Das Stück „Kreiskleriana“ [op. 16] liebe ich am meisten von diesen Sachen; der

Titel ist nur von Deutschen zu verstehen. Kreisler ist eine von E. T. A. Hoffmann geschaffene Figur, ein excentrischer wilder geistreicher Kapellmeister . . . Die Überschriften zu allen meinen Kompositionen kommen mir immer erst, nachdem ich schon mit der Komposition fertig bin . . . Kennen Sie nicht Jean Paul, unsern großen Schriftsteller; von diesem hab ich mehr Kontrapunkt gelernt als von meinem Musiklehrer.

Wien, den 15. März 1839 an Simonin de Sire,
einen Verehrer in Dinant (Belgien).

135. Mit einiger Scheu lege ich Ihnen ein Paket älterer Kompositionen von mir bei. Sie werden, was unreif, unvollendet an ihnen ist, leicht entdecken. Es sind meistens Widerspiegelungen meines wildbewegten früheren Lebens; Mensch und Musiker suchten sich immer gleichzeitig bei mir auszusprechen; es ist wohl auch noch jetzt so, wo ich mich freilich und auch meine Kunst mehr beherrschen gelernt habe.

Wie viele Freuden und Leiden in diesem kleinen Häuflein Noten zusammen begraben liegen, Ihr mitfühlendes Herz wird das herausfinden.

Von den Klavierkompositionen, die ich für meine besten halte, konnte ich leider kein Exemplar aufstreiben; es sind das, wie ich glaube: Die Kreisleriana, 6 Phantasiestücke, 4 Hefte Novelletten und ein Heft Romanzen. Gerade diese vier sind die letzten Klavierkompositionen die ich geschrieben (im J. 1838). Doch auch die früheren werden Ihnen ein Bild meines Charakters, meines Strebens geben: ja gerade in den Versuchen liegen oft die meisten Keime der Zukunft. Drum nehmen Sie sie wohlwollend auf mit ihren Mängeln — ich kann nichts weiter darüber sagen.

Leipzig, den 5. Mai 1843 an Karl Köhmalz.

136. Eine Humoreske [op. 20], die freilich mehr melancholisch und ein Blumenstück [aus op. 19] und Arabeske [op. 18], die aber wenig bedeuten wollen; die Titel besagen es alle ja

auch und ich bin ganz unschuldig, daß die Stengel und Linien so zart und schwächlich.

Leipzig, den 11. August 1839 an Henriette Voigt
in Salzbrunn.

137. Die ganze Woche saß ich am Klavier und komponierte und schrieb und lachte und weinte durcheinander; dies findest Du nun alles schön abgemalt in meinem op. 20, der „großen Humoreske“, die auch schon gestochen wird. Erfunden, aufgeschrieben und gedruckt, und so hab ich's gern. Zwölf Bogen in acht Tagen fertig geschrieben — nicht wahr, da verzeihst Du mir, daß ich Dich habe ein wenig warten lassen.

Wien, den 11. März 1839 an die Braut Clara.

138. Von meiner Ahnung schrieb ich Dir; ich hatte sie in den Tagen vom 24. bis 27. März bei meiner neuen Komposition; es kommt darin eine Stelle vor, auf die ich immer zurück kam; die ist, als seufzte jemand recht aus schwerem

Herzen: „ach Gott!“ — Ich sah bei der Komposition immer Leichenzüge, Särge, unglückliche, verzweifelte Menschen, und als ich fertig war und lange nach einem Titel suchte, kam ich immer auf Deine „Leichenphantasie“ — und ist das nicht merkwürdig? — Beim Komponieren war ich auch oft so angegriffen, daß mir die Tränen herankamen und wußte doch nicht warum und hatte keinen Grund dazu — da kam Theresen's Brief und nun stand es klar vor mir.

Prag, den 7. April 1839 an die Braut Clara. Der Brief der Schwägerin Therese meldete, daß Schumann's Bruder Eduard im Sterben liege. Im folgenden Text spricht Schumann von „jener Leichenphantasie, die ich aber „Nachstücke“ (op. 33.) nennen will.“

139. Empfangen Sie als ein kleines Dankzeichen . . . eine Sammlung von Musikstücken [die „Myrthen“ op. 25], die allerdings von der Zeit, in der sie entstanden, einer vielfach durch Schmerz und Freude bewegten, die Spuren an sich trägt.

Leipzig, den 25. Oktober 1840 an Georg Kastner

in Paris, der am 21. Juni 1840 einen Aufsatz über Schumann in der Revue et Gazette musicale de Paris veröffentlicht hatte.

140. Ich schrieb die Sinfonie zu Ende Winters 1841, wenn ich es sagen darf, in jenem Frühlingsdrang, der den Menschen wohl bis in das höchste Alter hinreißt und in jedem Jahr von Neuem überfällt. Schildern, malen wollte ich nicht: daß aber eben die Zeit, in der die Sinfonie entstand, auf ihre Gestaltung, und daß sie gerade so geworden wie sie ist, eingewirkt hat, glaube ich wohl.

Leipzig, den 23. November 1842 an Ludwig Spohr in Kassel. Schumann spricht hier von seiner ersten Sinfonie (B-dur op. 38). Die Aufführung in Kassel fand am 18. Januar 1843 statt.

141. Ich hab' in den vorigen Tagen eine Arbeit vollendet (wenigstens in den Umrissen), über die ich ganz selig gewesen, die mich aber auch ganz erschöpft. Denken Sie, eine ganze Symphonie — und obendrein eine Frühlings-symphonie — ich kann kaum selber es glauben, daß sie

fertig ist. Doch fehlt noch die Ausführung der Partitur.

Leipzig, im Januar 1841 an E. F. Wenzel in Leipzig. Gemeint ist die B-dur-Sinfonie (op 38).

142. Gleich den ersten Trompeteneinsatz, möcht' ich, daß er wie aus der Höhe klinge, wie ein Ruf zum Erwachen — in das Folgende der Einleitung könnte ich dann hineinlegen, wie es überall zu grüneln anfängt, wohl gar ein Schmetterling auffliegt, und im Allegro, wie nach und nach alles zusammenkommt, was zum Frühling etwa gehört. Doch das sind Phantasien, die mir nach Vollendung der Arbeit ankamen; nur vom letzten Satz will ich Ihnen sagen, daß ich mir Frühlingsabschied darunter denken möchte, daß ich ihn darum nicht zu frivol genommen wünschte.

Leipzig, den 10. Januar 1843 an Wilhelm Taubert in Berlin, Hofkapellmeister. Es handelt sich um die B-dur-Sinfonie op. 38.

143. Das weiß ich — für die neuere und

letzte Richtung der Musik in dieser Gattung sind die Quartette bezeichnend und charakterisierend — und die Gattung ist auch noch keineswegs erschöpft, und es werden neue Meister kommen, sie zu verherrlichen.

Dresden, den 14. Dezember 1847 an Dr. Härtel
wegen Herausgabe von Quartetten. (op. 41.)

144. Die Symphonie schrieb ich im Dezember 1845 noch halb krank; mir ist's, als müßte man ihr dies anhören. Erst im letzten Satz fing ich wieder an mich zu fühlen; wirklich wurde ich auch nach Beendigung des ganzen Werkes wieder wohler. Sonst aber, wie gesagt, erinnert sie mich an eine dunkle Zeit. Daß trotzdem auch solche Schmerzensklänge Interesse wecken können, zeigt mir Ihre Teilnahme. Alles, was Sie darüber sagen, zeigt mir, wie genau Sie die Musik kennen, und daß Ihnen auch mein melancholischer Fagott im Adagio, den ich allerdings mit besondrer Vorliebe an jener Stelle

hingeschrieben, nicht entgangen ist, hat mir am meisten Freude gemacht.

Dresden, den 2. April 1849 an Musikdirektor D. G. Otten in Hamburg über die C-dur-Sinfonie op. 61. (Siehe Nr. 97.)

145. Haben Sie denn vielen Dank für die Mühe und den Fleiß, die Sie diesen meinen ältern Kindern gewidmet; auch meine jüngsten — vorgestern abgegangenen — bitten um Ihre Teilnahme. Freilich liebt man die jüngsten immer am meisten; aber diese sind mir besonders an's Herz gewachsen — und eigentlich recht aus dem Familienleben heraus. Die ersten der Stücke im Album [„Album für die Jugend“ op. 68] schrieb ich nämlich für unser ältestes Kind zu ihrem Geburtstag und so kam eines nach dem andern hinzu. Es war mir, als fing ich noch einmal von vorn an zu komponieren. Und auch vom alten Humor werden Sie hier und da spüren. Von den Kinderszenen unterscheiden sie sich durchaus. Diese sind Rück-

spiegelungen eines Älteren und für ältere, während das Weihnachtsalbum mehr Vorspiegelungen, Ahnungen, zukünftige Zustände für jüngere enthält.

Dresden, den 6. Oktober 1848 an Karl Reinicke, der Schumann'sche Lieder bearbeitete.

146. Sie werden es am besten aussprechen, was ich damit gemeint habe, wie ich namentlich dem Jugendalter angemessene Gedichte, und zwar nur von den besten Dichtern, gewählt, und wie ich vom Leichten und Einfachen zum Schwierigen überzugehen mich bemühte. Mignon schließt, ahnungsvoll den Blick in ein bewegteres Seelenleben richtend.

Dresden, den 19. Dezember 1849 an Emanuel Klipsch in Zwickau bei der Übersendung des „Liederalbums für die Jugend“ (op. 79) zur Besprechung.

147. Im Augenblick bin ich in einer großen Arbeit, der größten, die ich bis jetzt unternommen — es ist keine Oper — ich glaube beinahe ein neues Genre für den Konzertsaal — daran will

ich denn meinen ganzen Fleiß setzen und hoffe noch im Laufe des Jahres damit fertig zu werden.

Leipzig, den 5. Mai 1843 an H. Kossmaly über das Oratorium „Das Paradies und die Peri“ [op. 50].

148. Das „Paradies und die Peri“ von Th. Moore — ein Oratorium, aber nicht für den Betsaal — sondern für heitere Menschen — und eine Stimme flüsterte mir manchmal zu, als ich schrieb, „dies ist nicht ganz umsonst, was Du tust.“

Leipzig, den 3. Juni 1843 an Dr. E. Krüger. Himmelfahrt war das Oratorium [op. 50] vollendet worden.

149. Sie haben, wie ich höre, in Leipzig Gelegenheit, die Peri zu hören — und da wollte ich Sie nun recht bitten, der lieblichen Fee Ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Es hängt Herzblut an dieser Arbeit. Namentlich zwei Vorwürfen, die ihr hier gemacht werden — der Mangel an Rezitativen und die fortlaufende

Aneinanderreihung der Musikstücke —, die mir gerade Vorzüge der Arbeit, ein wahrer formeller Fortschritt zu sein scheinen — wünscht' ich, daß Sie sie ins Auge faßten.

Berlin, den 20. Februar 1847 an Franz Brendel.
Die erwähnten Vorwürfe hatte Kellstab „Der Philister par excellence“ gemacht.

150. Nach dem Lesen Ihrer *Genoveva* (ich bin Musiker) beschäftigte mich wie die Dichtung selbst, so auch der Gedanke, welch' herrlicher Stoff sie für die Musik sei. Je öfter ich Ihre Tragödie las, die ihres Gleichen sucht — lassen Sie mich darüber nichts weiter sagen —, je musikalisch lebendiger gestaltete sich die Poesie in mir. Endlich beriet ich mich mit einem hier lebenden poetisch begabten Mann, und, von der außerordentlichen Schönheit der Dichtung ergriffen, ging er schnell auf meinen Wunsch ein, sie mir zu einem Operngedicht nach besten Kräften umbilden zu wollen.

Zwei Akte liegen jetzt vor mir, die beiden

letzten erhalte ich in diesen Tagen. Aber so viel guten Willen der Bearbeiter zeigte, so behagte mir doch das Wenigste; vor Allem es fehlte überall an Kraft — und der gewöhnliche Operntextstil ist mir nun einmal zuwider, ich weiß zu solchen Tiraden keine Musik zu finden und mag sie nicht.

Endlich in einiger Desperation über das Gelingen fuhr es mir durch den Sinn, ob nicht der gerade Weg der beste, ob ich mich nicht an den rechten Poeten selbst wenden, ihn selbst um seinen Beistand angehen dürfte. Aber mißverstehen Sie mich nicht, verehrter Herr! Nicht als ob ich Ihnen zumutete, Sie möchten, was Sie einmal im Tiefsten und Innersten erschaut und in Meisterschaft hingestellt, nun noch einmal opernhaft nachdichten — sondern daß Sie sich das Ganze ansähen, Ihr Urtheil mir sagten, und nur hier und da Ihre kräftigende Hand anlegten, — dies wäre meine herzliche Bitte.

Dresden, den 14. Mai 1847 an Friedrich Hebbel
in Wien. Der Dresdner Poet war Robert Heindl.

151. „Genoveva“! Dabei denken Sie aber nicht an die sentimentale. Ich glaube, es ist eben ein Stück Lebensgeschichte, wie es jede dramatische Dichtung sein soll; wie denn dem Text mehr die Hebbel'sche Tragödie zum Grunde gelegt ist.

Dresden, den 6. November 1849 an Heinrich Dorn, Kapellmeister an der Kgl. Oper in Berlin, wo Schumann seine Oper „Genoveva“ [op. 81] eingereicht. Dorn war Schumann's „alter verehrter Präzeptor“ in Leipzig gewesen.

152. Das Leben hat wieder Schimmer; Hoffnung und Vertrauen kehren allmählich wieder. Ich glaube, ich hatte zuviel musiziert, zuletzt mich noch viel mit meiner Musik zum Goetheschen Faust beschäftigt — zuletzt versagte Geist und Körper den Dienst . . . Musik konnte ich in der vergangenen Zeit gar nicht hören, es schnitt mir wie mit Messern in die Nerven . . . Der Faust beschäftigt mich noch sehr. Was meinen Sie zu der Idee, den ganzen Stoff als Oratorium zu behandeln? Ist sie nicht kühn und schön? Nur denken darf ich jetzt daran.

Leipzig, im Oktober 1844 an Dr. E. Krüger nach Genesung von einem schweren Nervenleiden. Zuerst beabsichtigte Schumann eine Oper „Faust“ und bearbeitete schon auf der russischen Reise (1844) den Text aus dem 2. Theil des Goetheschen Faust. Es entstanden bekanntlich die „Szenen aus Faust.“

153. Die Szene aus Faust ruht auch im Pult; ich scheue mich ordentlich, sie wieder anzusehen. Das Ergriffensein von der sublimen Poesie grade jenes Schlusses ließ mich die Arbeit wagen; ich weiß nicht, ob ich sie jemals veröffentlichen werde.

Dresden, den 24. September 1845 an Mendelssohn.

154. Vorigen Sonntag haben wir hier zum erstenmal die Schlußszene aus Faust mit Orchester, aber nur im engern Kreise aufgeführt. Ich glaubte mit dem Stück nie fertig zu werden, namentlich mit dem Schlußchor — nun hab' ich doch recht große Freude daran gehabt.

Dresden, den 30. Juni 1848 an N. Reinick in Hamburg.

155. Am liebsten war mir von Vielen zu hören, daß ihnen die Musik die Dichtung erst recht klar gemacht. Denn oft fürchtete ich den Vorwurf, „wozu Musik zu solch vollendeter Poesie?“ — Andernteils fühlte ich es, seitdem ich diese Szene kenne, daß ihr gerade Musik größere Wirkung verleihen könnte.

Dresden, den 3. Juli 1848 an Franz Brendel in Leipzig. Die Musik zu „Faust“, von der Schumann hier spricht, war im Privatkreise ausgeführt worden.

156. Nach einer Notiz in der Leipziger Zeitung scheint mein Fauststück wenig Teilnahme in L. gefunden zu haben. Wie ich nun niemals gern überschätzt mich sehe, so doch auch ein lange mit Liebe und Fleiß gehegtes Werk nicht unterschätzt, — aber einmaliges Hören reicht nie zur vollständigen Würdigung aus. — — —

Ein Versehen des Leipziger Konzertarrangements war es vielleicht auch, daß sie das Stück zu Anfang des Konzertes setzten. Die Szene hat in ihrer ganzen Gestaltung einen Schluß-

Charakter; die einzelnen Teile sind keine ausgeführten; es muß alles rasch und rund ineinander greifen usw., um zur höchsten Spitze, die mir in dem ersten Auftreten der Worte: „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ (kurz vor Anfang des lebhaften Schlußchores) zu sein scheint, zu gelangen. ,

Dresden, den 1. September 1849 an Franz Brendel in Leipzig.

157. Ich bin daran gewöhnt, meine Kompositionen, die besseren und tieferen zumal, auf das erste Hören vom größeren Teil des Publikums nicht verstanden zu sehen. Bei dieser Ouvertüre [zur „Braut von Meisina“ op. 100] indes, so klar und einfach in der Erfindung, hätte ich ein schnelleres Verständnis erwartet.

Düsseldorf, den 7. Dezember 1851 an R. Pohl in Leipzig.

158. Wie wär' es, man ließe nach Rosas Tod einen Engelchor anheben. Rose würde nicht wieder zur Rose verwandelt, sondern zum Engel:

„Zu deinen Blumen nicht,
 „Zu höherm Licht
 „Schwing dich empor usw.

Die Steigerung: Rose, Mädchen, Engel scheint mir poetisch und außerdem auf jene Lehre höherer Verwandlungen der Wesen hinzudeuten, der wir ja alle so gern anhängen. So fiel auch die trockne Reflexion weg, die mir gerade am Schlusse nie behagen wollte.

Düsseldorf, den 9. Juni 1851 an den jungen Dichter Moriz Horn in Chemnitz, der den Text zu „Der Rose Pilgerfahrt“ [op. 112] gedichtet hatte.

159. Wir haben gestern die Ouvertüre zu „Manfred“ [op. 115] probiert; meine alte Liebe zur Dichtung ist dadurch wieder wach geworden. Wie schön, wenn wir das gewaltige Zeugnis höchster Dichterkraft den Menschen vorführen könnten! Sie gaben mir Hoffnung dazu; haben Sie einmal wieder darüber nachgedacht? — Die Ausführbarkeit gilt mir für ausgemacht; einiges Bedenkliche wäre freilich mit dem Regisseur zu besprechen, so z. B., ob die Geister in der ersten

Abteilung nicht auch dem Auge sichtbar sein müßten (wie ich glaube). Das Ganze müßte man dem Publikum nicht als Oper oder Schauspiel oder Melodram, sondern als „dramatisches Gedicht mit Musik“ ankündigen. — Es wäre etwas ganz Neues und Unerhörtes.

Düsseldorf, den 5. November 1851 an Franz Liszt
in Weimar.

160. Mit der Möglichkeit der Ausführung, die Sie in Aussicht zu stellen so freundlich sind, wandelte mich doch auch ein leises Grauen an vor der Größe des Unternehmens — ich kann es nicht leugnen; aber ich weiß auch, daß, wo Sie die Hand mit anlegen, die Überwindung der großen Schwierigkeiten bei einem etwa nicht glückenden ersten Anlaufe nicht gleich aufgegeben wird. Und so freue ich mich denn, daß Sie es sind, der diese gewaltige Dichtung Lord Byrons ins Leben zu rufen seinen Beistand zugesagt.

Düsseldorf, den 6. Dezember 1851 an Franz Liszt
wegen der beabsichtigten Aufführung des „Manfred“.

161. Die Geistererscheinungen müssen — zu der Überzeugung bin ich gekommen — natürlich alle verkörpert erscheinen. . . . Von den Musikstücken lege ich Ihnen, teurer Freund, vor allem die Ouvertüre ans Herz; ich halte sie, wenn ich es Ihnen sagen darf, für eines meiner kräftigsten Kinder und wünschte, daß Sie dasselbe finden möchten. . . . Die Hauptsache bleibt natürlich immer die Darstellung der Rolle des *M an f r e d*; die Musik ist nur Folie.

Düsseldorf, den 25. Dezember 1851 an Franz Liszt.

162. Ich wünschte, daß Sie auch meine größeren Orchesterkompositionen zu hören Gelegenheit hätten. Denn wenn ich auch, wie ich wohl sagen kann, in kleineren Formen mit demselben Ernst schaffe, wie in größeren, so gibt es doch noch ein ganz anderes Zusammennehmen der Kräfte, wenn man es mit Massen zu tun hat.

Düsseldorf, den 8. Mai 1853 an Debrois van Bruyt in Wien.

163. Lieber Joachim, ich werde eine Hochzeits-

Symphonie komponieren mit einem Violinsolo und als Intermezzo mit einem Märchen; ich werde darauf schreiben: „Diese Symphonie gehört dem Joachim“, ich werde manches hineinweben, auch Ihr unzähliges Fortreisenwollen in Bonn, und das andere in Düsseldorf, was gute musikalische crescendos gibt, und Ihr oft gänzlichcs Verschollensein in Düsseldorf, wo wir Sie wie Franklin suchten; kurz, meine fünfte soll's werden, aber nicht in C-moll, sondern in E-dur, und ohne ein langes Adagio. Nun geben Sie mir die Hand; versprechen Sie die Hochzeit, so ich die Musik dazu. Sie Schelm! Uns so zu überraschen!

Düsseldorf, den 21. November 1853 an Jos. Joachim auf das (falsche) Gerücht von dessen Verlobung hin. Am 6. Januar 1854 schreibt er an ihn: „Ich komme immer in guten Humor, wenn ich Ihnen schreibe; eine Art Arzt sind Sie für mich.“

Urteile über andere

164. Vielen Dank bin ich Ihnen noch schuldig für die übersandten Musikalien — namentlich für Palestrina. Das klingt doch manchmal wie Sphärenmusik — und dabei welche Kunst! Ich glaube doch, das ist der größte musikalische Genius, den Italien geschaffen.

Dresden, den 3. Juli 1848 an Franz Brendel in Leipzig.

165. Sebastian Bachs wohltemperiertes Klavier ist meine Grammatik, und die beste ohnehin. Die Fugen selbst hab' ich der Reihe nach bis in ihre feinsten Zweige zergliedert; der Nutzen davon ist groß und wie von einer moralischstärkenden Wirkung auf den ganzen Menschen, denn Bach war ein Mann — durch und durch; bei ihm gibt's nichts Halbes, Krankes, ist alles wie für ewige Zeiten geschrieben.

Leipzig, den 27. Juli 1832 an Baccalaureus Kunzsch, Schumann's ersten Musiklehrer, in Zwickau. Ähnlich wie einst der junge Mozart an seinen Vater schreibt er in demselben Briefe: „Besitzen Sie wohl ältere Partituren, vielleicht von italienischer alter Kirchen-

mußt?“ Und am 9. August desselben Jahres an die Mutter: „Ich bitte Dich, die alten Musikalien, die in der Kammer liegen, in Ehren zu bewahren. Die werden mir später Freude machen.“

166. Nach dem Abköpfen hole ich gewöhnlich meinen alten Bach hervor. Der stärkt wieder zur Arbeit und macht Lust zur Kunst und zum Leben.

Leipzig, den 4. Dezember 1837 an Josef Fischhof in Wien. Schumann spricht vom Abköpfen miserabler Kompositionen in seinen Referaten.

167. Mir will nichts mehr als das Meisterliche behagen. Das macht denn auch manchmal misantropisch. Da rette ich mich immer in Bach und das gibt wieder Lust und Kraft zum Wirken und Leben.

Leipzig, den 11. August 1839 an Henriette Voigt in Salzbrunn. An Heinrich Dorn in Riga schreibt Schumann am 5. September 1839 über Bach: Der Alte ist übrigens meine tägliche Bibel.

168. Mozart und Haydn kannten Bach nur

seiten- und stellenweise, und es ist gar nicht abzusehen, wie Bach, wenn sie ihn in seiner Größe gekannt, auf ihre Produktivität gewirkt haben würde. Das Tiefkombinatorische, Poetische und Humoristische der neueren Musik hat ihren Ursprung aber zumeist in Bach: Mendelssohn, Bennett, Chopin, Hiller, die gesammten sogenannten Romantiker (die Deutschen mein' ich immer) stehen in ihrer Musik Bach'en weit näher, als Mozart, wie diese denn sämtlich auch Bach auf das Gründlichste kennen, wie ich selbst im Grund tagtäglich vor diesem Hohen beichte, mich durch ihn zu reinigen und stärken trachte. Dann aber darf man doch Kuhnau, so ehrenfest und ergötzlich er ist, nicht mit Bach auf eine Linie stellen. Hätte Kuhnau nur das wohltemperierte Klavier geschrieben, so wär' er doch immer nur erst ein Hundertteilchen von jenem. Bach'en ist nach meiner Überzeugung überhaupt nicht beizukommen; er ist inkommensurabel. Niemand (Mazg ausgenommen) hat wohl besser über Bach geschrieben, als der alte Zelter; er, der sonst so

grob, wird sanft wie ein bittendes Kind, wenn er auf Bach zu sprechen kommt.

Leipzig, den 31. Januar 1840 an Professor Reserstein in Jena.

169. Kennen Sie das fünfstimmige Magnifikat von J. S. Bach? Es ist herrlich. Wenn Sie Bach spielen, denken Sie manchmal an mich und auch sonst . . . Finden Sie es nicht lächerlich, wenn J. S. Bach und sein Sohn Emanuel neben einander, wie es oft geschieht, als gleichwiegend genannt werden? Mendelssohn drückte ihr Verhältnis zu einander (von C. zu Sebastian) einmal in einem hübschen Bilde aus: „Es wäre, als wenn ein Zwerg unter die Riesen käme.“

Leipzig, den 4. August 1842 an Dr. C. Krüger in Emden.

170. Kennen Sie die Bach'sche Johannes-Passion, die sog. kleine? Gewiß! Aber finden Sie sie nicht um vieles kühner, gewaltiger, poetischer, als die nach dem Evang. Matthäus?

Mir scheint die letztere um 5—6 Jahre früher geschrieben, nicht frei von Breiten, und dann überhaupt über das Maß lang — die andere dagegen wie gedrängt, wie durchaus genial, namentlich in den Chören, und von welcher Kunst! — Räme doch über solche Sachen die Welt ins Klare! Aber davon schreibt Niemand . . . So geht's, so wird's immer bleiben. Aber den einzeln verstreuten wahren Kunstmenschen muß ja auch etwas aufbewahrt bleiben. So ist's mit Palestrina, Bach, mit den letzten Beethoven'schen Quartetten usw.

Dresden, den 2. April 1849 an D. G. Otten in Hamburg.

171. Es scheint mir kaum zweifelhaft, daß die Johannespassion die spätere, in der Zeit höchster Meisterschaft geschrieben ist; in der anderen spürt man, dünkte ich, mehr Zeiteinflüsse, wie auch in ihr der Stoff überhaupt noch nicht überwältigt erscheint. Aber die Leute denken freilich, die Doppelchöre machen's.

Düsseldorf, den 8. Mai 1851 an Moritz Hauptmann, der aber hinsichtlich des Alters der Johannes- und der Matthäuspasion von Seb. Bach entgegengesetzter Ansicht ist.

172. Die Sarabande [d-moll aus der ersten französischen Suite von Bach] ist ein alter Liebling von mir, die ich viele Duzendmal mir vorgespielt. Nun aber gleich eine Bemerkung — ich hab mir den Vortrag immer Forte (markiert und kräftig) gedacht — und der Charakter der übrigen Sarabanden in den Suiten bestärkt mich darin. Fragen Sie doch vielleicht noch einen Musiker.

Dresden, den 9. April 1849 an C. Reinick, der über die Sarabande vierhändige Variationen (op. 24) geschrieben hatte.

173. Gerade in diesen Sonaten Bachs liegt ein Schatz verborgen, von dem wohl die Wenigsten wissen, und den zu heben, die harmonischen Tragebänder, die ich ihm anlegte, hoffentlich etwas beitragen werden.

Düsseldorf, den 17. Januar 1843 an Dr. Härtel. Schumann hatte, angeregt durch die von Mendelssohn geschaffene Klavierbegleitung zur Ciaconna von Bach, zu 6 Violinsonaten Bachs ähnlich eine Begleitung geschrieben; sie erschienen 1854 bei Breitkopf und Härtel. In das Widmungsexemplar für Josef Joachim schrieb Schumann: „J. Joachim, dem besten Dolmetsch dieser Wundermusik.“ Über Bach vergl. auch Nr. 72, 84, 94.

174. Es scheint, als entschliefere nach und nach der Künstler das Bild der Natur für seine Kunst, im Kleinen als Tag, im Großen als Jahr, im Größten als Zeit und Ewigkeit. Der kräftige Morgen gehört Bach und Händel an. Was sich vor ihnen geregt, waren nur Frühstimmen, Morgenahnungen und oft recht kalte. Da führten Mozart und Haydn den Tag heran und das helle lebendige Leben, das in der Sternennacht wiederum verstummte, welche Beethoven und Franz Schubert eröffneten. Nun sind jenen Hohenpriestern noch Jünger beigejellt. Field legt sein Opfer am Abend auf den Altar; was er spricht, versteht nicht jeder; —

aber es stört keiner den blassen Jüngling, da er betet. In später Stunde arbeitet noch Chopin, wie in einer Nordseeinverklärung, aber die Gespensterzeit spukt schon neben ihm, die Nachtraubvögel sind los, und einzelne Abendfalter von früher her stürzen erkältet und ermattet nieder.

Am 27. Januar 1834 in der N. Zeitschrift f. M.

175. Daß vielleicht des Mozart'schen Requiems, über das noch immer die verkehrtesten Vorstellungen herrschen, und das nicht allein korrumpiert, sondern bis auf einige Nummern ganz unecht ist, gedacht würde, wäre ein großes Verdienst der sich einer genaueren kritischen Untersuchung unterziehenden Sektion.

Dresden, den 8. August 1847 an Franz Brendel in Leipzig, der Schumann zu einer Tonkünstlerversammlung einlud, die am 13. und 14. August stattfand. Schumann nahm nicht teil.

176. Gegen den Titel „Tonwelt“ stemm' ich mich mit aller Macht; „Tonmeer“ könnte man etwa von Beethoven sagen, Tonwelt nur

vom lieben Gott. Unter Tonwelt versteh' ich eine Welt von Tönen (d. i. nichts).

Leipzig, den 14. Juli 1853 an den Verleger Fr. Hofmeister wegen des Titels der von Schumann beabsichtigten Zeitungsgründung. Beethoven taucht allenthalben in Schumanns Aussprüchen auf, z. B. in Nr. 5, 35, 39, 41, 52, 60, 72, 84, 102, 109, 170 usw.

177. Was ist, ist nicht zu ändern, und die neunte Symphonie bleibt unserer Ansicht nach das wichtigste Werk der neueren Instrumentalmusik.

Leipzig, den 5. Juni 1838 an Hermann Hirschbach in Berlin, der einen größeren Aufsatz über die Neunte für die Zeitschrift angeboten hatte.

178. Nach Ihrer Zurückkunft erwartet Sie eine interessante Lektüre; eben erschienene biographische Notizen über Beethoven von Ferd. Ries und Dr. Wegeler (letzterer ein getreuer Jugendfreund Beethovens). Ich werde Ihnen das Buch leihen; man kann nicht los davon. Einem künftigen Jean Paul ist es vorbehalten, Beethovens innere und äußere Geschichte zu schreiben; eine herrliche Arbeit und eines zweiten Meisters würdig.

Leipzig, den 15. Juni 1838 an Henriette Voigt in Berlin.

179. Sie haben, bei Gott! noch keine Ansicht von italienischer Musik, die man nur unter dem Himmel hören muß, der sie hervorlockte — unter dem italienischen. Wie oft habe ich in dem Theater della Scala in Mailand an Sie gedacht und wie war ich von — Rossini oder vielmehr von der Pasta entzückt, der ich kein Beiwort geben will, aus Ehrfurcht und fast aus Anbetung. Ich habe im Leipziger Konzertsale manchmal vor Entzückung wie zusammen geschauert und den Genius der Tonkunst gefürchtet — aber in Italien lernte ich ihn auch lieben und es gibt nur einen Abend in meinem Leben, wo mir es war, als stünde Gott vor mir und er ließe mich offen und leise auf einige Augenblicke in sein Angesicht sehen — und der war in Mailand, wie ich die Pasta hörte und — — Rossini.

Heidelberg, den 6. November 1829 an Friedrich Wieck, Schumann's Klavierlehrer und späterer Schwieger-

vater. Giuditta Pasta (1798—1865) war eine hochberühmte dramatische Sängerin.

180. Schubert ist noch immer mein „einzigster Schubert“, zumal da er alles mit meinem „einzigsten Jean Paul“ gemein hat; wenn ich Schubert spiele, so ist mir's, als läi' ich einen komponierten Roman Jean Pauls. Neulich spielt ich sein vierhändiges Rondo op. 107, das ich mit zu seinen ersten Kompositionen zähle und (oder?) vergleichen Sie mir etwas mit dieser ruhigen Gewitterschwüle und mit diesem ungeheuren, stillen, gepreßten, lyrischen Wahnsinn und mit dieser ganzen, tiefen, leisen, ätherischen Melancholie, die über dieses ganze Wahrhaft=ganze schwebt . . . Es gibt überhaupt außer den Schubert'schen, keine Musik, die so psychologisch merkwürdig wäre in dem Ideengang= und Verbindung und in den scheinbar logischen Sprüngen, und wie wenige haben so wie er eine einzige Individualität einer solchen unterschiedlichen Masse von Tongemälden ausdrücken können und die Wenigsten soviel für

sich und für ihr eigenes Herz geschrieben. Was andern ein Tagebuch ist, in dem sie ihre momentanen Gefühle usw. niederlegen, das war Schuberten so recht eigentlich das Notenblatt, dem er jede seiner Launen anvertraute, und seine ganz durch und durch musikalische Seele schrieb Noten, wenn andere Worte nehmen — nach meinem einfältigen Urtheile.

Heidelberg, den 6. November 1829 an Friedrich Wieck.

181. Franz Schubert ist der schöne blasse Jüngling, um dessen Lippen immer ein Zug vom nahen Tode — spielt. Ja! im [ungarischen] Divertissement wartet das ganze letzte Begängnis mit langen verschleierten Männern — Katastroph und Requien etwa wie bei einem gebliebenen französischen Marschall. Aber ich will nicht fürchten machen.

Leipzig, den 3. Juli 1834 an Frau Henriette Voigt.

182. Von älteren Komponisten, die von großem Einfluß auf die neue Musik gewesen, nenne ich

Ihnen vor Allem Franz Schubert und auch Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein paar höchst poetische Naturen. Von Schubert sind wohl die Lieder bekannt; ich stelle aber seine Klavierkompositionen (namentlich vierhändige) zum wenigsten eben so hoch.

Wien, den 15. März 1839 an Simonin de Sire in Dinant.

183. Clara, heute war ich selig. In der Probe wurde eine Sinfonie von Franz Schubert gespielt. Wärest Du da gewesen. Die ist Dir nicht zu beschreiben; das sind Menschenstimmen, alle Instrumente, und geistreich über die Maßen, und diese Instrumentation trotz Beethoven — und diese Länge, diese himmlische Länge wie ein Roman in vier Bänden, länger als die neunte Sinfonie. Ich war ganz glücklich und wünschte nichts, als Du wärest meine Frau und ich könnte auch solche Sinfonien schreiben.

Leipzig, den 11. Dezember 1839 an die Braut Clara.

184. Heute hörte ich in der Probe einiges aus der Sinfonie von Franz Schubert — darin gingen alle Ideale meines Lebens auf — es ist das größte, was in der Instrumentalmusik nach Beethoven geschrieben worden ist; selbst Spohr und Mendelssohn nicht ausgenommen! Das hat mich wieder in die Füße gestachelt, nun auch bald an die Sinfonie zu gehen, und bin ich erst im Frieden mit Clara vereint, so denk ich, soll noch etwas werden.

Leipzig, den 11. Dezember 1839 an E. A. Becker.

185. Franz Schubert verdient wohl einmal ein bedeutendes Wort: Reizt Sie das nicht? Freilich seine größern Werke sind noch ungedruckt. Doch reichen die Gesang- und Klaviersachen hin zu einem annähernden Bild. Denken Sie darüber nach. Kennen Sie seine Symphonie in C? Eine prächtige Komposition, etwas lang, aber außerordentlich lebendig, im Charakter ganz neu. Suchen Sie, sie kennen zu lernen.

Leipzig, den 8. Januar 1842 an Karl Kößmaly.

186. Vergleiche ich freilich Ihre letzte Symphonie [„Irdisches und Göttliches im Menschenleben“], die ich noch gestern mit wahrer Erhebung gelesen, mit andern, so sehe ich gar wohl, wieviel noch zu tun übrig bleibt. Aber es steht dem Meister so wohl, wenn er, außer daß er selbst Schönes schafft, auch junge Bestrebungen in seinen Schutz nimmt, und daß mich dies gerade von dem, den ich unter den Lebenden am höchsten verehere, erfreut hat, mag ich diesem Briefe gern anvertrauen.

Leipzig, den 23. November 1842 an Ludwig Spohr in Kassel, der Schumann's B-dur-Sinfonie aufzuführen will. Daraus ergibt sich auch wohl die starke Lobeserhebung Spohrs.

187. Alles ist jetzt in Spannung auf den „Propheten“ — und ich habe viel deshalb auszustehen. Mir kommt die Musik sehr armselig vor; ich habe keine Worte dafür, wie sie mich anwidert.

Dresden, den 15. Januar 1850 an Ferdinand Hiller. Schumann konnte Meyerbeers Musik nicht ausstehen, wie auch das „Theaterbüchlein“ drastisch beweist.

188. Als ich, Ihnen gänzlich unbekannt, vor mehr als 30 Jahren in Karlsbad mir einen Konzertzeddel, den Sie berührt hatten, wie eine Reliquie lange Zeit ausbewahrte, wie hätte ich da geträumt, von so berühmtem Meister auf diese Weise geehrt zu werden.

Düsseldorf, den 20. November 1851 an Ignaz Moscheles, der Schumann eine Violoncell-Sonate gewidmet hatte.

189. Kennen Sie „Paulus“ von Mendelssohn? Da löst eine Schönheit die andere ab, er ist auch der erste, der den Grazien einen Platz im Gotteshaus angewiesen hat, die doch auch nicht vergessen sein dürfen und ehemals vor lauter Fugen nicht zu Worte kommen konnten. Lesen Sie Paulus ja je eher je lieber. Und von Händel und Bach, wie manche sagen, ist gar nichts darin zu finden, als das, worin sich alle Kirchenmusik gleichen muß.

Leipzig, den 31. Januar 1837 an A. von Zuccalmaglio.

190. Mendelssohn halte ich für den ersten Musiker der Gegenwart und ziehe vor ihm, wie vor einem Meister, den Hut. Er spielt nur mit allem und namentlich mit den Orchestermassen, aber wie frei, wie zart, wie künstlerisch, wie durchaus meisterhaft! Bennett folgt ihm nach. Und wie spielen sie beide Klavier, wie Engel, fast anspruchslos wie Kinder.

Wien, den 15. März 1829 an Simonin de Cire
in Dinant (Belgien).

191. Mendelssohn kommt, wie ich gewiß glaube, nächsten Winter wieder nach Leipzig zurück. Lieber Freund, der ist doch der beste Musiker, den die Welt jetzt hat. Glauben Sie nicht? Ein außerordentlicher Mensch — oder wie Santini in Rom von ihm sagt: ein monstrum sine vitio —

Leipzig, den 8. Januar 1842 an Karl Roßmaly.

192. Überall das Vorwärtzstreben, weshalb Sie mir immer als Vorbild dastehen. Diese ächt-poetischen, neuen Formen wieder, wie sie sich in

jeder Sonate zum vollkommenen Bild runden! Wenn ich mir bei Bach immer nur ihn selber an der Orgel spielend vorstelle, so denk ich bei Ihnen mehr an eine tastende Cäcilia — und wie schön, daß das gerade der Name Ihrer Frau ist. Vor allem haben mir Nr. 5 und 6 bedeutend geschienen; es ist doch wahr, lieber Mendelssohn — so reine Harmonien, so immer reiner und verklärter schreibt niemand weiter.

Dresden, der 22. Oktober 1845 an Mendelssohn.

193. Kritisieren nach dem ersten Hören eines solchen Stückes kann ich nicht — aber mich ganz hingeben — dann drängt sich mir wohl auch ein Bild auf, und daß ich's nicht verschweige, welches es war, das einer Grazie, die sich auf Augenblicke wie selbstvergessend, von leidenschaftlicheren Regungen ergriffen wird, daß sie wie die Muse selber anzusehen ist; gleich malen möchte ich es.

Dresden, den 12. November 1845 an Mendelssohn, als dessen Violinkonzert von Joachim gespielt worden war.

194. Manches ist in der letzten Zeit geschehen — zuletzt noch der 4. November! Daß dieser herrliche [Mendelssohn] von der Erde mußte! Aber seine Sendung war erfüllt.

Dresden, den 4. Dezember 1847 an G. Nottebohm.

195. Zu Mendelssohn mußten wir alle mit Verehrung hinausblicken. Er erschien, wie jenes Wunderbild, einem stets um einige Zoll höher, als man selbst sich fühlte, und so gut, so bescheiden war er dabei! Nun ist ihm wohl! Zeuge der letzten großen Welterschütterung sollte er nicht mehr sein, war doch seine Mission eine andere, die des Glückes und Friedens. Er starb gerade am 4. November, am Tage, wo in der Schweiz die ersten Kriegsrufe erklangen. In die Zeit, die wir seitdem gelebt, hätte er sich nicht zu schicken gewußt. Man kann nicht aufhören, immer und immer wieder an ihn zu denken, von ihm zu sprechen. Darum verzeihen Sie meine Klage!

Dresden, den 23. April 1848 an F. J. B. Laurens in Montpellier, Maler, Musiker und Schriftsteller.

196. Forzings Opern machen Glück — mir beinah unbegreiflich.

Leipzig, den 5. September 1839 an Heinrich Dorn in Riga.

197. Wundersam war mir zumute, wie ich den ersten Blick in die Sinfonie warf. Als Kind schon legt' ich oft Notenstücke verkehrt auf das Pult, um mich (wie später an den im Wasser umgestürzten Palästen Benedigs) an den sonderbar verschlungenen Notengebäuden zu ergötzen. Die Sinfonie sieht aufrecht stehend einer solchen umgestürzten Musik ähnlich. Sodann fielen dem Schreiber dieser Zeilen andre Szenen aus seiner Kindheit ein, z. B. als er sich um Spätmitternacht, wo schon alles im Hause schlief, im Traum und mit geschlossenen Augen an sein altes, jetzt zerbrochenes Klavier geschlichen und Akkorde angeschlagen und viel dazu geweint. Wie man es ihm am Morgen darauf erzählte, so erinnerte er sich nur eines seltsam klingenden Traumes und vieler fremden Dinge, die er gehört und gesehen,

und er unterschied deutlich drei mächtige Namen, einen im Süden, einen im Osten und den letzten im Westen — Paganini, Chopin, Berlioz.

Am 3. Juli 1834 in der Neuen Zeitschrift für Musik über die Fantastische Sinfonie „Aus dem Leben eines Künstlers“ von Hector Berlioz. In demselben Aufsatz urteilt Schumann: „Ich weiß, daß das, was er gegeben hat, kein Kunstwerk zu nennen ist ebensowenig wie die große Natur ohne die Veradlung durch Menschenhand, ebensowenig wie die Leidenschaft ohne den Zügel der höheren moralischen Kraft.“

198. Wie eine Laotöonsschlange haftet die Musik Berlioz an den Sohlen, er kann keinen Schritt ohne sie fortkommen; so wälzt er sich mit ihr im Staube, so trinkt sie mit ihm von der Sonne; selbst wenn er sie wegwürfe, würde er es noch musikalisch aussprechen müssen, und stirbt er, so löst sich vielleicht sein Geist in jene Musik auf, die wir oft in der Paus- oder Mittagsstunde am fernen Horizonte herumschweifen hören.

Am 3. Juli 1834 in der neuen Zeitschrift für Musik in der Besprechung der fantastischen Sinfonie von Berlioz.

199. Ich für meine Person bin über Berlioz im klaren wie über den blauen Himmel . . . Ich glaube, es bricht wirklich eine andere Zeit in der Musik herein und muß hereinbrechen; fünfzig Jahre ändern viel und bringen weiter.

Leipzig, den 13. Januar 1838 an Zuccalmaglio.

200. Was versteht die Welt (inkl. viele ihrer Musiker) von reiner Harmonie? Da hat Wagner wieder eine Oper fertig — gewiß ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle und feck über die Maßen — die Aristokratie schwärmt noch vom Rienzi her — aber er kann wahrhaftig nicht vier Takte schön, kaum gut hintereinander wegschreiben und denken. Eben an der reinen Harmonie, an der vierstimmigen Choralgeschicklichkeit — da fehlt es ihnen allen. Was kann da für die Dauer herauskommen! Und nun liegt die ganze Partitur schön gedruckt vor uns — und die Quinten und Oktaven dazu — und ändern und radieren möchte er nun gern — zu spät! — Nun genug! Die

Musik ist um kein Haar breit besser als Nienzi, eher matter, forcierter!

Dresden, den 22. Oktober 1845 an Mendelssohn.
Schumann spricht von der Oper „Tannhäuser“, deren Partitur er von Wagner erhalten hatte mit der handschriftliche Widmung „An Robert Schumann zum Andenken von Richard Wagner“. Später besaß diese Partitur Reinshaler in Bremen. — Am 12. November desselben Jahres aber schreibt Schumann an Mendelssohn: „Ich muß manches zurücknehmen, was ich Ihnen nach dem Lesen der Partitur darüber schrieb; von der Bühne stellt sich alles ganz anders dar. Ich bin von Vielem ganz ergriffen gewesen.“

201. Tannhäuser von Wagner wünscht ich, daß Sie sähen. Er enthält tiefes, originelles, überhaupt 100 mal besseres als seine früheren Opern — freilich auch manches musikalisch=Triviale. In Summa, er kann der Bühne von großer Bedeutung werden, und wie ich ihn kenne, hat er den Mut dazu. Das Technische, die Instrumentierung finde ich ausgezeichnet, ohne Vergleich meisterhafter gegen früher. Er hat schon wieder einen neuen Text fertig, „Lohengrin“.

Dresden, den 7. Januar 1846 an Heinrich Dorn
in Köln.

202. Wagner hat uns zu unserer Überraschung
gestern seinen neuen Operntext vorgelegt, Lohen-
grin — zu meiner doppelten, denn ich trug mich
schon seit einem Jahre mit demselben, oder
wenigstens einem ähnlichen aus der Zeit der
Tafelrunde herum — und muß ihn nun in den
Brunnen werfen.

Dresden, den 18. November 1845 an Mendelssohn.

203. Abonnementskonzerte sollen nun doch drei
sein — im Opernhause — die Wehen scheinen
aber furchtbar. Wagner will auch Bach'sche
Messen darin zu Gehör bringen. Ich sprach ihn
vor kurzem, er sieht nicht [aus], will aber bald
an Lohengrin.

Dresden, den 1. Januar 1848 an Ferdinand Hiller
in Düsseldorf.

204. Den ersten Band von R. Wagners neuem
Buch [„Oper und Drama“] habe ich gelesen; es

ist sehr bedeutend. Aber sonderbar, daß er den Fidelio nicht erwähnt.

Düsseldorf, den 6. Dezember 1851 an Franz Liszt.

205. Was Sie mir über Wagner schreiben, hat mich zu hören sehr interessiert. Er ist, wenn ich mich kurz ausdrücken soll, kein guter Musiker; es fehlt ihm an Sinn für Form und Wohlklang. Aber Sie dürfen ihn nicht nach Klavierauszügen beurteilen. Sie würden sich an vielen Stellen seiner Opern, hörten Sie sie von der Bühne, gewiß einer tiefen Erregung nicht erwehren können. Und ist es nicht das klare Sonnenlicht, das der Genius ausstrahlt, so ist es doch oft ein geheimnisvoller Zauber, der sich unserer Sinne bemächtigt. Aber, wie gesagt, die Musik, abgezogen von der Darstellung, ist gering, oft geradezu dilettantisch, gehaltlos und widerwärtig, und es ist leider ein Beweis verdorbener Kunstbildung, wenn man in Angesicht so vieler dramatischer Meisterwerke, wie die Deutschen aufzuweisen haben, diese neben jenen

herabzusetzen wagt. Doch genug davon. Die Zukunft wird auch über dieses richten.

Düsseldorf, den 8. Mai 1853 an Debrois van Bruyn in Wien.

206. Sie müßten mich als Komponist kennen, um zu wissen, wie nahe wir zusammengehen, wie ich alle Ihre Sphären, obwohl mit leiserem Flügel, berührt schon vor längerer Zeit. Dies lassen Sie mich noch sagen: Ihr Streben ist mir das ungeheuerste, das mir in neueren Kunstrichtungen vorgekommen, und wird von großen Kräften getragen. Einige Zweifel hege ich aber im einzelnen und gegen einzelnes, vorzüglich als Musiker.

Leipzig, den 13. Juli 1838 an Herman Pirschbach, der Schumann Quartette vorgelegt hatte.

207. Im Grunde, wie Sie auch vermuten, bin ich kein Freund von Liedertranskriptionen und die Liszt'schen sind mir zum Teil ein wahrer Gräuel. Unter Ihren Händen aber, lieber H. Reinecke, fühlt ich mich ganz wohl, und dies kommt daher, weil Sie mich verstehen, wie

Wenige, — die Musik gleichjam nur in ein anderes Gefäß schütten und zwar ohne Pfeffer und Zutat à la Liszt. Deshalb freue ich mich Ihrer Arbeit und danke Ihnen recht sehr dafür!

Dresden, den 30. Juni 1848 an Karl Reinike in Hamburg.

208. Es ist hier ein junger Mann erschienen, der uns mit seiner wunderbaren Musik auf das Allertiefste ergriffen hat und, wie ich überzeugt bin, die größte Bewegung in der musikalischen Welt hervorrufen wird.

Düsseldorf, den 8. Oktober 1853 an Dr. Härtel über Johannes Brahms, von dem er in einem anderen damaligen Briefe schrieb: „Das ist der, der kommen mußte.“

209. Ich glaube, daß, wenn ich jünger wäre, ich vielleicht einige Polymeter auf den jungen Adler [Johannes Brahms], der so plötzlich und unvermutet aus den Alpen dahergeflogen nach Düsseldorf, machen könnte. Oder man könnte ihn auch einem prächtigen Strome ver-

gleichen, der, wie der Niagara am schönsten sich zeigt, wenn er als Wasserfall brausend aus der Höhe herabstürzt, auf seinen Wellen den Regenbogen tragend, und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet. Nun, ich glaube, Johannes ist der wahre Apostel, der auch Offenbarungen schreiben wird, die viele Pharisäer auch nach Jahrhunderten noch nicht enträtseln werden.

Düsseldorf, den 8 Oktober 1853 an Josef Joachim.

210. Johannes [Brahms] hat seit drei Tagen seine Spielkunst zu steigern gesucht, vielleicht durch meine Frau angepornt. Wir waren gestern erstaunt ihn zu hören; es war ein ganz anderes. Er ist imstande, die Erde in wenigen Tagen zu umschiffen. — Ich habe angefangen, meine Gedanken über den jungen Adler zu sammeln und aufzusetzen; ich wünschte gern, ihm bei seinem ersten Flug über die Welt zur Seite zu stehen. Aber ich fürchte, es ist noch zu viel persönliche Zuneigung vorhanden, um die dunkeln

und hellen Farben seines Gefieders ganz klar vor Augen zu bringen.

Düsseldorf, den 13. Oktober 1853 an Josef Joachim.
Im Oktober 1853 veröffentlichte Schumann den bekannten prophetischen Aufsatz „Neue Bahnen“ über Brahms in der „Neuen Zeitschrift für Musik“.

211. Auch ist jetzt ein junger Mann hier, aus Hamburg, Namens Johannes Brahms, von so genialer Kraft, daß er mir alle jüngern Künstler bei weitem zu überstrahlen scheint, und von dessen wunderbaren Werken (namentlich auch Liedern) gewiß bald auch zu Ihnen dringen wird.

Düsseldorf, den 28. Oktober 1853 an Straderjan in Oldenburg.

212. Nun — wo ist Johannes? Ist er bei Ihnen? Dann grüßen Sie ihn. Fliegt er hoch — oder nur unter Blumen? Läßt er noch keine Pauken und Drommeten erschallen? Er soll sich immer an die Anfänge der Beethoven'schen Sinfonien erinnern; er soll etwas Ähnliches zu machen suchen. Der Anfang ist die Haupt-

sache; hat man angefangen, dann kommt einem das Ende wie von selbst entgegen.

Düsseldorf, den 6. Januar 1854 an Josef Joachim über Johannes Brahms. In dem Briefe heißt es ferner bezüglich Joachims: „Auch Sie sollten sich der oben genannten Sinfonieanfänge erinnern. . . . Ich komme immer in guten Humor, wenn ich Ihnen schreibe; eine Art Arzt sind Sie für mich“ (Schumann's leztes Leiden zeigte sich schon.)

213. Ich komme tiefer in des Johannes [Brahms] Musik. Die erste Sonate als erstes erschienenenes Werk war eines, wie es noch nie vorkam, und alle vier Sätze ein Ganzes. So dringt man immer tiefer in die anderen Werke, wie in die Balladen, wie auch noch nie etwas da war. Wenn er nur, wie Sie, Verehrter, nur jetzt in die Massen träte, im Orchester und im Chor. Das wäre herrlich.

Am 10 März 1855 aus der Heilanstalt Endenich bei Bonn an Josef Joachim.

214. Auf der Partitur des Beethoven'schen Konzerts fand ich meinen Namen durch Ihre Hand eingezeichnet. Ich vermute, Sie haben



SCHUMANN
nach Lämmel

mir dies als Geschenk zugebracht, was ich mit Freuden annehme, um so mehr, da es mich an den Zauberer und Geisterbeschwörer erinnert, der uns durch die Höhen und Tiefen dieses zauberischen Wunderbaues, den die Meisten umsonst ergründet, mit kundiger Hand geleitete.

Düsseldorf, den 8. Juni 1853 an Josef Joachim.

215. Es war mir beim Lesen, als erhellte sich von Seite zu Seite die Szene, und Ophelia und Hamlet träten in leibhaftiger Gestalt hervor. Es sind ganz ergreifende Stellen darin, und das Ganze in so klarer und großartiger Form hingestellt, wie es einer so hohen Aufgabe gemäß ist . . . Die kunstreiche Verwebung der Motive, die Weise, wie Sie schon früher ausgesprochenes in neuer Art wiederbringen, und vor allem die Behandlung des Orchesters und dessen eigentümliche Verwendung zu seltenen Licht- und Schatteneffekten — dies alles scheint mir sehr preiswürdig.

Düsseldorf, den 8. Juni 1853 an Josef Joachim über dessen Overtüre zu „Hamlet“.

216. Neulich brachte ich beim Glas Wein eine Gesundheit aus in Charadenform. Drei Silben: Die erste liebte ein Gott, die zwei anderen lieben viele Leser, das Ganze lieben wir Alle; das Ganze und der Ganze sollen leben. [Jo—achim.]

Düsseldorf, den 13. Oktober 1853 an Josef Jo =
achim. Am 6. Februar 1854 schreibt er ihm: „Ge-
träumt habe ich von Ihnen, lieber Joachim; wir
waren drei Tage zusammen — Sie hatten Reißer-
federn in den Händen, aus denen Champagner floß, —
wie profaisch! aber wie wahr!“

217. Die Leipziger haben sich nach Ihrem
Phantasiestück [G.=moll, op. 3] gecheuter ge-
zeigt als diese profaischen Schlendrian-Rhein-
länder. Ja, ich glaub es auch — die Virtuosen-
raupe wird nach und nach abfallen und ein
prächtiger Kompositionsfalter herausfliegen. Nur
nicht zuviel Trauermantel, auch manchmal
Distelfink!

Düsseldorf, den 6. Februar 1854 an Josef Joachim.

* * *

218. Ich steure jetzt noch recht wacker in den glühenden Südpol des Sophokles . . . Horaz ist ein feiner Suitier mit wahren praktischen Siebenmeilenstiefeln — lächelst Du? — Drum lieb ich ihn.

Zwickau, im Juli 1827 an Flecksig. Vorher spricht Schumann von den „eisigen Polen der — reinen Geometrie.“

219. Der Plato ist Männerspeise. Tacitus und Sallust zieht mich sehr an: den Cicero kann ich immer noch nicht ausstehen; er war doch weiter nichts als ein „Rabulist, Charlatan und Windbeutel“, und man muß sich seine Individualität ganz wegdenken, wenn er einem gefallen soll; aber das kann ich nicht. Horaz war ein Libertin, weiter nichts . . . Jean Paul nimmt noch den ersten Platz bei mir ein; und ich stelle ihn über alle, selbst Schillern (Goethen versteh ich noch nicht) nicht ausgenommen. Der „Spaziergang“ entzückte mich aber neulich doch recht, und ich dachte recht herzlich an unsere Klopstockischen

Abendspaziergänge. Übrigens halte ich Goethen für schwerer als Klopstock, Cäsar schwerer als Horazens Oden, Horazens Satiren schwerer als alle Ciceronischen Schriften, weil in jenen Fassungsschwierigkeiten, in dieser nur Sprachschwierigkeiten sind: diese kann man überwinden, jene nur durch Reisen in den Jahren.

Zwickau, den 17. März 1828 an Gleichsig. Am 29. Juni 1828 schreibt er an die Mutter: „Das Bild des Vaters, Jean Pauls und Napoleons hängen in goldenen Rahmen vor meinem Schreibepult.“

220. Heute ist Goethes Geburtstag, den ich recht goethisch zubringen will d. h. in Arbeit, aber auch Freude und Genuß. Also Adieu.

Leipzig, den 28. August 1842 an Josef Fischeo in Wien.

221. Der Reim ist mir höchst etelhaft, kindisch, ja lächerlich — die alten Versmaße ziehen mich am meisten an. Ich schwelge in Jean Paul . . . Wenn Du, sobald Du zu Michaeli kommst, noch nichts von Jean Paul gelesen haben wirst, so

bin ich imstande, Dich zu injurieren . . . Ich sage Dir's: ließ den Titan — sonst tret ich Dich.

Zwickau, den 29. August 1827 an Flechsig.

222. Auf der Rückreise über Bayreuth besuchte ich, durch die Güte der alten Kollwenzel, Jean Pauls Witwe und bekam von ihr sein Bild. Wenn die ganze Welt Jean Paul läse, so würde sie bestimmt besser, aber unglücklicher — er hat mich oft dem Wahnsinn nahe gebracht, aber der Regenbogen des Friedens schwebt immer sanft über alle Tränen und das Herz wird wunderbar erhoben und mild verklärt.

Leipzig, den 5. Juni 1828 an den Studienfreund Rosen.

223 Nehmen Sie meine Musik zu Ihren Gedichten freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblick sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber hineinlebte, nahm auch meine Musik einen immer fremdartigeren Charakter

an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersens Gedichte muß man anders komponieren als „blühe liebliches Veilchen“. — Sie waren mir schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus Ihrem „Improvisator,“ aus Ihren „Mondscheingedichten“ und aus Ihrem köstlichen „Geiger“, dem köstlichsten, den ich außer . . .? . . . von Immermann in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich doch auch eine vollständige Übersetzung Ihrer kleineren Gedichte.

Leipzig, den 1. Oktober 1842 an den Dichter H. C. Andersen in Kopenhagen. Die erwähnten Lieder [op. 40] sind dem Dichter gewidmet und in Kopenhagen erschienen.

224. Im Glauben, daß der Dichter, wie ich gelesen hatte, schon vor Jahresfrist gestorben sei, hängte ich dem Cyklus ein Requiemlied an. Gestern erfahre ich nun, daß Lenau wirklich am 22. [August] gestorben ist, daß ihm, ohne es zu wissen, von mir ein Totenlied gesungen worden ist. — Es soll mich freuen, wenn Sie mir die Hand reichen, dem unglücklichen, aber

so herrlichen Dichter mit diesem Werke ein kleines Denkmal zu setzen.

Dresden, den 26. August 1850 an Verleger Fr. Kistner, der auch die Lieder nach Schumann's Wunsch herausgab.

225. Wäre es mir vergönnt, Ihnen bald auch einmal persönlich danken zu können für so viele Stunden inniger Erregung, die mir Ihre Dichtungen geschaffen und immer von Neuem wieder-schaffen. Fügte es sich auch, daß ich bald Gelegenheit fände, mich musikalisch in Sie zu versenken. Dies möchte denn beides in Erfüllung gehen. Sie erkundigen sich teilnehmend nach meiner Frau; sie läßt Ihre Empfehlungen Ihnen erwidern. Wollen Sie auch Ihrer Frau Gemahlin unsere verehrungsvollen Grüße bringen. Wir haben, wenn ich es sagen darf, vor Vielen eine hohe Gunst voraus, die nämlich, zwei treffliche Künstlerinnen zur Seite zu haben, die unsern Bestrebungen nicht allein hold zu sein mögen vor allen andern, sondern sie auch zurück-zuschaffen verstehen.

Düsseldorf, den 14. März 1853 an Friedrich Hebel
in Wien.

226. Kerner's Gedichte, die mich durch jene geheimnisvolle überirdische Kraft, die man oft in den Dichtungen Goethes und Jean Pauls findet, am meisten anzogen, brachten mich zuerst auf den Gedanken, meine schwachen Kräfte zu versuchen, weil in diesen schon jedes Wort ein Sphärenton ist, der erst durch die Note bestimmt werden muß.

Leipzig, den 15. Juli 1828 an Kapellmeister G.
Wiedebein in Braunschweig.

227. Ariadne auf Naxos! Dannecker! — Denke Dir das schönste höchste Ideal einer Frau, die stolz und leicht und mit dem Gefühl der eigenen Würde und Schönheit ein schäumendes Pantherthier unter ihren Händen zähmt; das Panther scheint widerstehen zu wollen, aber es schmiegt sich sanft an ihren Händen auf, und sie blickt stolz und mit gehobenem Haupte zum Himmel. Wie schön ist das Sinnbild, daß die Schönheit

alles, auch die wildeste Kraft zähmt und fesselt! Der Marmor ist milchblau und der schönste kararische — sie steht in einem mit verschiedenen Vorhängen verdunkelten Gemache; die Sonne schien gerade auf das blendende Rot und der Marmor glänzte wie der durchsichtigste Schneehauch, auf dem eine himmlische Morgenröte sich abspiegelt.

Heidelberg, den 25. Mai 1829 an die Mutter.
Schumann hatte eine Reise nach Frankfurt gemacht.

Lehren des Lebens

228. Ist man im Vaterlande, so sehnt man sich hinaus, ist man im fremden Lande, so denkt man wehmütig an die geliebte Heimat. Und so ist's durchaus im menschlichen Leben: das Ziel, das man einmal erstrebt hat, ist kein Ziel mehr; und man zielt und strebt und sehnt sich, immer höher, bis das Auge bricht und die Brust und die erschütterte Seele schlummernd unter dem Grabe liegt.

Bei Nürnberg, den 28. April 1828 an die Mutter.

229. Es geht nicht anders, die Welt haut sich gegenseitig über die Efelsohren und so kommt Gleichgewicht heraus.

Leipzig, den 5. Juni 1828 an den Freund Rosen.

230. Auch die Erinnerung ist schön, wenn sie auch oft der Würgeengel der Gegenwart ist und jede glückliche, heilig-hohe Minute, die der Mensch in irgend einer Sekunde seines Ephemerenlebens verlebte, bringt Tränen in der Zukunft und mordet manche Minute, wo man glücklicher sein könnte.

Leipzig, den 13. Juni 1828 an die Mutter. In

ähnlicher Stimmung schreibt er an sie am 3. August 1828: „Warum fühlt man denn sein Glück erst, wenn es vorbei ist, und warum ruht in jeder Zähre, die der Mensch weint, eine gestorbene Freude oder ein verschwundenes Glück?“ —

231. D im Menschen ruht ein großer, ungeheurer Wunsch, ein unnennbares, ein unendliches Etwas, was keine Lippe aussprechen kann; dieser Wunsch erwacht in den epiſchen Naturen, wenn man vor Ruinen oder Pyramiden oder vor Rom oder im Teutoburger Wald oder auf Gräbern steht; in den lyriſchen Naturen (ich bin eine), wenn die sanfte Tonwelt aufbricht, oder wenn's Abend ist oder bei Gewittern oder bei Sonnenaufgang.

Schneeberg, den 2. Oktober 1828 an den Studienfreund Wilhelm Götte, der am Rhein über die verschwundene mittelalterliche Pracht trauerte. Im Brief heißt es: „Deine Klagen sind gerecht und die Geschichte, diese ewig rückwärts gedrehte Prophetin, schlummert auch ewig auf schönen Leichen und Trümmern“

232. D es müßte eine schöne Zeit sein, wenn der Mensch einmal ruhig und befriedigt auf seinen

Rätseln schlummern könnte; aber eben gerade dieses ewige Streben im Menschen, diese große, gewaltige Einseitigkeit, möchte ich es nennen, ist es, die das ermattete Leben wieder aufrichtet — und dieses Unruhig- und Unbefriedigt-Sein im Streben nach einem Ideal a priori, nach einem Höchsten, nach einem unübersteiglichen Maximum, ist der unendliche Reiz, der noch an das erbärmliche Leben fesselt.

Schneeberg, den 2. Oktober 1828 an Wilhelm Götte.

233. Der Augenblick der Trennung von geliebten Wesen und der Abschied gibt unsrer Seele den weichen, wehmütigen Mollakkord, der selten tönt; alle Dämmerungstunden der vergangenen Kindheit, alle Bilder der flüchtigen Gegenwart und das ganze Gemälde der Zukunft fließen wie Glocken zu einem Akkord zusammen — die leuchtende Zukunft möchte die sanfte Vergangenheit gern verdrängen und so kämpfen weiche, unbestimmte Gefühle in unserem Herzen einen sanften Streit — o dann kommt jener stille Engel der

Wehmut, der uns gern Tränen bringen möchte, aber keine geben kann, weil er selbst lächelt.

Leipzig, den 24. Oktober 1828 an die Mutter.

234. Ich halte es für einen jungen Menschen, zumal für einen Studenten, nicht gut, wenn er in eine Stadt eintritt, wo der Student einzig und allein herrscht und blüht. Nur durch Unterdrückung entwickelt sich der starke Jüngling fest und frei und das ewige Herumschlendern mit Studenten und wieder Studenten tut der Bieleitigkeit des Denkens und in der Folge dem praktischen Leben ungeheuren Schaden.

Heidelberg, den 17. Juli 1829 an die Mutter.

235. Umgekehrt von der optischen Welt, wird in der Ferne der Vergangenheit und Erinnerung alles sicherer, klarer, fester; der Enthusiasmus wird feurige, heitre, griechische Ruhe und das Malen reiner, besonnener, Goethischer.

Bern, den 31. August 1829 an die Mutter.

236. Die Engländerinnen lieben alle mit dem

Kopfe, d. h. sie lieben Brutus'se oder Lord Byron's, oder Mozarte oder Raphael, weniger die äußere Schönheit, wie Apollo's oder Adonis'se, wenn nicht der Geist schön ist; die Italienerinnen machen es umgekehrt und lieben allein mit dem Herzen; die Deutschen vereinigen beides oder lieben auch nur einen Reiter, einen Sänger, oder einen Reichen, der sie bald heiratet.

Brescia, den 16. September 1829 an die Schwägerin Therese Schumann in Zwickau. Schumann spricht vorher von „einer schönen Engländerin, die sich weniger in mich, als in mein Klavierspiel verliebt zu haben schien.“

237. Der Weg zur Wissenschaft geht über Alpen und über recht eisige, der Weg zur Kunst hat seine Berge, aber es sind indische voller Blumen, Hoffnungen und Träume.

Heidelberg, den 21. August 1830 an Friedrich Wied in Leipzig, der Schumanns Studium der Musik leiten soll.

238. Ist man endlich eins und ruhig mit und in sich, so lösen sich die Begriffe von Ruhm,

Lob, Unsterblichkeit usw., von denen man gern träumt, ohne etwas zu ihrer Erreichung zu tun, in milde Regeln auf, die man der Zeit, dem Leben und der Erfahrung ablauschen muß. Um etwas Großes, Ruhigschönes zu Tag zu fördern, muß man der Zeit nur Sandkörner abstehlen; das Ganze, Vollendete kommt nicht auf einmal: viel weniger schneit es der Himmel herunter. Daß nun manchmal Augenblicke kommen, in denen man zurückzuschreiten glaubt, während dies letzte oft nur ein mehr oder weniger schwankendes Fortschreiten ist, liegt in der Natur.

Leipzig, den 8. August 1831 an die Mutter.

239. Wenn das Leben des Menschen ein Irrgarten ist, so findet er vielleicht hier oder da eine Götterstatue.

Leipzig, den 28. November 1831 an die Mutter.

240. Man glaubt von berühmten Männern das neueste zu hören und findet oft nur seine alten lieblichen Irrtümer in glänzende Namen gehüllt.

Namen — glaube mir, da ist die Hälfte des Sieges.

Leipzig, den 28. Juni 1833 an die Mutter.

241. Der gemeine Gedanke, wird er wahr und einfach ausgesprochen, beleidigt an sich nicht — aber der verblühte, zugestuhete, der mehr und heiliger sein will. Wo man nichts zu sagen weiß, sagt Jean Paul, ist der Reichstag- und Reichsanzeiger-Stil viel besser, weil er wenigstens in seinen Selbstharlekin umzudenken ist, als der prunkende, goldauswerfende, der vor sich her ausrufen läßt: Er kommt.

Am 9. Juni 1834 in der Neuen Zeitschrift für Musik.

242. Gerade was man verbergen will, ist die unbehülfliche Ecke, die jeder sieht.

Leipzig, den 25. August 1834 an Henriette Voigt.

243. Wir haben unser bißchen Herz zu etwas Besserem, als es in Pelzstiefel einzustecken, daß es nur ja nicht erfriert.

Leipzig, den 23. September 1834 an Henriette Voigt,

als Schumann von der Braut Ernestine einen „offiziellen“ Brief erhalten hatte.

244. Eigentlich sollte der Fortgehende nie zu antworten haben — denn der Zurückbleibende behält wenigstens den Ort zurück, welcher die Vergangenheitsbilder sicherer fesselt, als alle Phantasie; der Fortgehende wird durch neue Gesichte, neue Verhältnisse zerstreut, er steht wie im Zusammentreffen der drei Zeiten, die da sonderbar durcheinander wogen. Und überhaupt spürt das Ganze den herausgerissenen Ring aus der Kette weniger, als der Einzelne sein Fehlen im Ganzen.

Zwickau, den 5. November 1834 an Henriette Voigt.

245. Ohne Aufmunterung keine Kunst. Auf den beliebten einsamen Inseln in einem stillen Ozean würden ein Mozart, ein Raphael Landbauern geblieben sein.

Zwickau, den 14. Dezember 1834 an Josef Fischhof in Wien, Mitarbeiter der Zeitschrift.

246. Einen berühmten Namen mit einem älteren zu teilen, hat sein Schlimmes und Gutes, und der junge Mozart, die Schwester der Sontag finden wohl leichteren Eingang aber auch schwierigeren Ausgang.

Leipzig, den 6. Februar 1835 an Dr. Töpken.

247. Antworten Sie mir bald, aber nicht aus dem grimmigen Cisdur, sondern dem milden Desdur. Auch im Leben lassen sich viele und die meisten Dinge enharmonisch drehen und verwechseln.

Leipzig, am 14. September 1835 an Kammerfänger
W. Schüler in Rudolstadt, Mitarbeiter an Schumanns
Zeitschrift.

248. Es ist eine Erfahrung, daß wir das, was nicht unsers Amtes und Faches, meistens mit einer Frische und Lust betreiben, von der die Leute von Profession gar nichts wissen, und der Dilettantismus hat sich oft mit diesen Worten gegen die Künstler gewaffnet.

Am 1. März 1836 in der Neuen Zeitschrift für Musik.

249. Wie uns im Leben manche Menschen durch ihre Sonderbarkeiten, selbst Schroffheiten und Unarten eine Zeitlang interessieren können, so auch in der Kunst; man gewöhnt sich endlich daran und schleudert wohlgemut Arm in Arm eine Strecke mit ihnen, bis man zum Glück auf einen Vernünftigen trifft, der uns die Augen öffnet und die Gefahr zeigt.

Am 8. März 1836 in der Neuen Zeitschrift für Musik.

250. Es gibt Dinge in Natur und Kunst, die uns in jeder Wiederkehr mit neuem Zauber fesseln, Urschönheiten, die den wahren Lebensnerv in sich tragen und ewigen Hauch der Göttlichkeit atmen. In der Kunst sind aber jene wenigen Werke, die über Zeit und Form sich am meisten erheben — in der Musik vor allen jene Klänge, an welchen der Geist eines ganzen Volkes schuf, die über Jahrhunderte hinaus tönend, mit gleicher Lust, mit gleichem Schmerz viele Menschenalter hindurch Greis und Enkel, Matrone und Säugling begrüßt haben, die wie

der Frühling mit jedem Jahre, zu jeder Stunde in unserm Herzen ihre Heimat finden. Diese Volksklänge, welche durch den Einfluß ihrer Entstehung, durch Zusammenwirkung von Zeit und Ort, und im Liede durch ihre poetische Bedeutung und ihre Sprache, oder endlich bloß durch die Gewalt des musikalischen Tons jenen Eindruck auf unser Gemüt machen, auf den die größten Kunstwerke, durch die geistreichsten Kombinationen der Phantasie und des Wissens entstanden, verzichten müssen, sind die Frühlingsblüten der Musik, und ich möchte sie ganz trennen von Musik als Kunst. — Aber man lasse diese Melodien in ihrer heimatlichen Umgebung, in der ihre größten Kräfte beruhen, man belausche sie in ihrer Wiege, will man in die Geheimnisse ihrer Empfindungen eindringen.

Am 22. April 1836 in der Neuen Zeitschrift für Musik.

251. Das Wort Humoreske verstehen die Franzosen nicht. Es ist schlimm, daß gerade für die in der deutschen Nationalität am tiefsten einge-

wurzelten Eigentümlichkeiten und Begriffe wie für das Gemütliche (Schwärmerische) und für den Humor, der die glückliche Verschmelzung von Gemütlich und Witzig ist, keine guten und treffenden Worte in der französischen Sprache vorhanden sind. Es hängt dies aber mit dem ganzen Charakter der beiden Nationen zusammen.

Wien, den 15. März 1839 an Simonin de Sire
in Dinant.

252. Es muß ja immer besser werden, und bringt nicht alles im Augenblick Früchte, so ist ja schon das Bewußtsein, sich ehrlich erhalten zu haben, das Befeligendste.

Leipzig, den 3 Juni 1844 an den Bruder Karl.

253. Mein lieber Bruder! Wo wir uns alle einmal wiederfinden, dorthin mußt Du sehen. Auf keine Frage wird uns die Zukunft die Antwort schuldig bleiben. Dies tröste und erhebe Dich.

Dresden, den 4. Mai 1846 an den Bruder Karl,
der seinen einzigen hoffnungsvollen Sohn durch den
Tod verloren hatte.



ROBERT und CLARA SCHUMANN
nach dem Relief von Rietschel (1846)

Der Meister

254. Wir irrten, wenn wir durch eine oft eigensinnige Mechanik erlangen wollten, was nach und nach die Ruhe und Muße des spätern Alters von selber bringt — oder: wir faßten den Hengel so fest an, daß darüber bald das Gefäß verloren ging (umgekehrt ist's freilich noch schlimmer). In dieser Hinsicht und um jene Fertigkeiten ins Gleichgewicht mit den andern Kräften zu bringen, habe ich mich oft berichtigen müssen, vieles, was ich sonst für untrüglich hielt, als hemmend und nutzlos verworfen und oft die Potenzen auf entgegengesetztem Wege zu vereinigen gesucht. Denn wie in der physischen Welt heben und verdoppeln sich gleiche Kräfte, aber die stärkere ist der Tod der schwächeren und, um es auf die Kunst anzuwenden, nur durch harmonische Ausbildung der Fertigkeit und Fähigkeit (Schule und Talent) entsteht ein künstlerisches Kunstes.

Leipzig, den 5. April 1833 an Freund Töpken in Bremen.

255. Am Adagio werden die jetzigen Kompo-

nisten immer scheitern, so lange sie welche wie Mozart und Haydn schreiben wollen. — Warum denn rückwärts komponieren? Wem die Perücke gut steht, der mag sich eine aufsetzen; aber streicht mir die fliegende Jugendlocke nicht weg, wenn sie auch etwas wild über die Stirn hereinfällt. Also Locken, Sonatenschreiber, und keine falschen!

Am 24. März 1834 in der N. Zeitschrift f. M.

256. Noch ein Wort an die Spieler. . . . Das kleine Wort „langsam“ — es ist ein Zauberstab, welcher Wunder tut — das ist das Geheimnis guter Lehrer — so leicht begreiflich und doch so schwer.

Am 29. Mai 1834 in der Neuen Zeitschrift für Musik.

257. Sie scheinen auf der Orgel vorzugsweise heimisch. — Dies ist ein großer Vorteil, und der größte Komponist der Welt hat ja für sie die meisten seiner herrlichsten Sachen geschrieben. Andernteils verführt aber die Orgel gerade auch leicht zu einer gewissen bequemen Art des Schaffens,

da auf ihr alles gleich gut und schön klingt. —
— Wollen Sie sich aber nicht vorzugsweise zum Organisten bilden, so versuchen Sie sich in der Klaversonate, dem Streichquartett, vor allem schreiben Sie auch für Gesang, dies bringt am schnellsten weiter und den innern Musikmenschen zur Blüte. Lesen Sie auch viel Musik; dies schärft das innere Ohr hauptsächlich. Spielen Sie nicht eher ein Stück, als bis Sie es genau inwendig gehört. Dazu würde ich Ihnen namentlich die 320 Bach'schen Choräle und das „wohltemperierte Klavier“ empfehlen.

Leipzig, den 4. August 1842 an den Organisten
und Komponisten J. G. Herzog in München.

258. Mit vielem Interesse hab' ich Ihre Kompositionen gelesen, mich an vielem darin erfreut — an der bedeutenden Gewandtheit einestheils, dann an der edlen Richtung, die sich überhaupt darin ausspricht. Daß Sie noch nicht ganz eigenes geben können, daß Erinnerungen an Vorbilder oft durchklingen, möge Sie selbst nicht

irre machen. In so jungen Jahren, wie Sie stehen, ist alles Schaffen mehr oder weniger nur Reproduktion; so muß das Erz viele Wäschen durchgehen, ehe es gediegenes Metall wird.

Zur Ausbildung eigenen melodischen Sinnes bleibt immer das Beste, viel für Gesang, für selbständigen Chor zu schreiben, überhaupt so viel wie möglich innerlich zu erfinden und zu bilden.

Sehen Sie mit Freude Ihrer Zukunft entgegen; vergessen Sie darüber auch den Klavierspieler nicht. Es ist eine schöne Sache — bedeutende Virtuosität, wenn sie das Mittel für Darstellung wahrer Kunstwerke ist.

Dresden, den 22. Januar 1846 an Karl Reinecke
in Leipzig.

259. Ich hatte es auch mit einer sorglichen Mutter zu tun und kleinstädtische Vorurteile zu bekämpfen. Dem großen Drange aber kamen ziemlich günstige äußere Verhältnisse zuhilfe; es kam, wie es kommen mußte — ich ward Musiker — meine Mutter war glücklich, mich glücklich zu

wissen. Aber ohne jene äußeren günstigen Verhältnisse — wer weiß, was aus mir geworden, und ob ich nicht dem Schickial erlegen, dem mittellose Talente so oft zum Raube werden. . . . Die lange Strecke bis zur Zeit, wo sich Ihnen eine sorgenlose Stellung vielleicht bietet, hätten Sie Mut, sie zurückzulegen? — Die tausend Entbehrungen, oft Demütigungen zu ertragen, ohne Aufopferung Ihrer Jugend-, Ihrer Schöpferkraft? . . . Aus der Zukunft tönt keine Stimme bis zu uns — verbürgen läßt sich nichts. — So meine ich denn, lieben Sie die Kunst, wie Sie immer getan, üben sich fort und fort und schaffen aus Ihrem Innern, wieviel Sie vermögen, halten Sie fest an großen Mustern und Meistern, vor allem an Bach, Mozart, Beethoven — und schenken Sie auch der Gegenwart immer freundliche Beachtung. Aber nur nach der strengsten Selbstprüfung ergreifen Sie den andern Lebensplan, zu dem Sie Ihr Herz zieht — und finden Sie sich nicht stark genug, seinen Mühen und Gefahren Troß zu bieten, so suchen Sie nach

dem sichern Boden, den Sie sich ja immerhin ausschmücken können mit den Gebilden Ihrer Phantasie und denen der geliebtesten Künstler.

Dresden, den 3. September 1846 an den Gymnasiasten Ludwig Meinardus in Zeber.

260. Hier und da merkt man zu viel den Klavierspieler. Den . . . muß der Komponist ganz ins Feuer werfen, will er eben mehr als vorübergehend wirken und gelten. Nur was aus dem Herzen kommt, nur was innerlich geschaffen und gesungen, hat Bestand und überdauert die Zeit.

Dresden, den 9. April 1848 an den jungen Komponisten Emil Büchner in Leipzig, der Schumann eine Sonate vorgelegt hatte.

261. Immer fortarbeiten, sich in heitrier kräftiger Stimmung erhalten, sich immer anfeuern durch den Anblick großer Künstlercharaktere — und es kommt schon etwas dabei heraus. Hier und da fällt mir in Ihren Kompositionen eine große Sentimentalität auf, namentlich in den Stücken

mit Violine und auch in den Liedern. Lassen Sie es nur nicht überhand nehmen! Auch dagegen schützen Bach und Beethoven!

Dresden, den 10. April 1848 an Dr. Mijsch.

262. Vor allem beharren Sie dabei, innerlich — nicht mit Hilfe eines Instrumentes — zu erfinden, die melodischen Hauptmotive im Kopfe so lange zu drehen und zu wenden, bis Sie sich sagen können: „Nun ist es gut“. — Das Rechte im Fluge gleichsam des Augenblicks zu erhaschen, gelingt nicht alle Tage — und die Studienbücher großer Künstler, namentlich Beethovens, beweisen, wie lange, wie mühsam sie oft an einer kleinen Melodie feilten und arbeiten. . . . Schreiben Sie besonders viel für Chor; dies bleibt meiner Meinung nach immer das Fördernste.

Dresden, den 16. September 1848 an Ludwig Meinardus.

263. Wegen der Oper möchte ich Ihnen dies erwidern: Alles Theoretisieren und Schreiben hilft zu nichts. Sie müssen die Sache anpacken,

irgend einen Stoff aus der Geschichte oder der Phantasie der Dichtervelt herausgreifen. Dann erst läßt sich weiter raten. Nehmen Sie Shakespeare, Calderon, vielleicht auch Boccaccio zur Hand, ordnen Sie sich einen Stoff musikalisch und bühnengerecht und suchen dann eines Dichters habhaft zu werden, der Ihnen den Stoff in Verse bringt! Rechnen Sie nie darauf, von einem Dichter etwa zufällig einen Operntext zu erhalten, den Sie gebrauchen könnten! Sie müssen selbst die erste Hand anlegen.

Dresden, den 8. Oktober 1848 an Carl Wittig, von dem Schumann außerordentlich viel hielt. W. war 1827 in der Gegend von Weimar geboren und starb schon 1859 als Theater-Kapellmeister in Brünn. Er hat die Oper „Wittkind“ geschrieben.

264. Lerne die Instrumente recht in ihrer natürlichen Kraft, der Mittellage, anwenden, vermeide alles zu hohe oder zu tiefe, — dann wird es immer schön klingen. . . . Deine Schlüsse machst Du immer viel zu kurz. Gerade am Schluß muß man die ganze Kraft zusammennehmen.

Sei nur nicht zaghaft, wage nur auch einen kühneren Griff in die Saiten, wenn's dem Schluß zugeht.

Dresden, den 16. November 1849 an den Schwager
Woldemar Bargiel in Leipzig.

265. Gewöhnen Sie sich ja — vorausgesetzt, Sie wären anders gewöhnt — Musik frei im Geist zu denken, nicht mit Hülfe des Klaviers; nur auf diese Weise erschließen sich die innern Quellen, kommen in immer größerer Klarheit und Reinheit zum Vorschein. Schreiben läßt sich darüber, wie gesagt, nur wenig. Das Wichtigste ist, daß der Musiker sein inneres Ohr klärt.

Düsseldorf, den 10. Mai 1852 an Debrois van Bruyd in Wien.

266. Ich möchte, Sie komponierten so, wie Sie Briefe schreiben — so leicht, natürlich-humoristisch und gedankenvoll, aber dieses Gefühl geben mir Ihre Kompositionen nicht. Sie müssen's vor allem in Erfindung schöner und neuer Melodien suchen. Das Kombinatorische darf nur das Zu-

fällige sein. — Wenn man in freien Formen schaffen will, so muß man erst die gebundenen, für alle Zeiten gültigen Formen beherrschen. Es würde Ihnen gewiß besser sein, Sie schrieben Sonaten nach alter Formweise, als daß Sie sich in zwanglosen ergehen. — Dann machen Sie sich auch vom subjektiven Klavier los. Chor und Orchester heben uns über uns selbst weg. Sie haben jetzt Gelegenheit, auf diesen höheren Terrains sich umzusehen und für die eignen Leistungen zu benutzen. Schreiben Sie für Orchester und namentlich für Chor!

So will ich denn wünschen, daß, was ich schrieb, Sie so aufnehmen, wie ich's meinte. Ich möchte junge, so ehrlich strebende Künstler gern fördern; dies ist nur durch offene Aussprache der Gedanken möglich.

Düsseldorf, den 28. Dezember 1853 an Ludwig
Meinardus in Groß-Glogau.

* * *

Musikalische Haus- und Lebensregeln

Die Bildung des Gehörs ist das Wichtigste. Bemühe Dich frühzeitig, Tonart und Ton zu erkennen. Die Glocke, die Fensterscheibe, der Kuckuck — forsche nach, welche Töne sie an- geben. —

Du sollst Tonleitern und andere Finger- übungen fleißig spielen. Es gibt aber viele Leute, die meinen, damit alles zu erreichen, die bis in ihr hohes Alter täglich viele Stunden mit mechanischem Üben hinbringen. Das ist ungefähr ebenso, als bemühe man sich täglich das ABC möglichst schnell und immer schneller auszusprechen. Wende die Zeit besser an. —

Man hat sogenannte „stumme Klaviaturen“ erfunden; versuche sie eine Weile lang, um zu sehen, daß sie zu nichts taugen. Von Stummen kann man nicht sprechen lernen. —

Spiele im Takte! Das Spiel mancher Virtuosen ist wie der Gang eines Betrunknen. Solche nimm Dir nicht zum Muster. —

Verne frühzeitig die Grundsätze der Harmonie. —

Fürchte Dich nicht vor den Worten: Theorie, Generalbaß, Kontrapunkt usw.; sie kommen Dir freundlich entgegen, wenn du dasselbe tust. —

Klimpere nie! Spiele immer frisch zu, und nie ein Stück halb. —

Schleppen und eilen sind gleich große Fehler. —

Bemühe Dich, leichte Stücke gut und schön zu spielen; es ist besser, als schwere mittelmäßig vorzutragen. —

Du hast immer auf ein rein gestimmtes Instrument zu halten. —

Nicht allein mit den Fingern mußt Du Deine Stückchen können, Du mußt sie Dir auch ohne Klavier vorträllern können. Schärfte Deine Einbildungskraft so, daß Du nicht allein die Melodie einer Komposition, sondern auch die dazu gehörige Harmonie im Gedächtnis festzuhalten vermagst. —

Bemühe Dich, und wenn Du auch nur wenig Stimme hast, ohne Hilfe des Instrumentes vom Blatt zu singen; die Schärfte Deines Gehörs wird dadurch immer zunehmen. Hast Du aber eine klangvolle Stimme, so säume keinen Augenblick sie auszubilden, betrachte sie als das schönste Geschenk, daß Dir der Himmel verliehen. —

Du mußt es soweit bringen, daß Du eine Musik auf dem Papier verstehst. —

Wenn Du spielst, kümmerge Dich nicht darum, wer Dir zuhört. —

Spiele immer, als hörte Dir ein Meister zu. —

Legt Dir jemand eine Komposition zum erstenmal vor, daß du sie spielen sollst, so überließ sie erst. —

Hast Du Dein musikalisches Tagewerk getan und fühlst Dich ermüdet, so strenge Dich nicht zu weiterer Arbeit an. Besser rasten, als ohne Lust und Frische arbeiten. —

Spiele, wenn Du älter wirst, nichts Modisches. Die Zeit ist kostbar. Man müßte hundert Menschenleben haben, wenn man nur alles Gute, was da ist, kennen lernen wollte. —

Mit Süßigkeiten, Back- und Zuckerwerk zieht man keine Kinder zu gesunden Menschen. Wie die leibliche, so muß die geistige Kost einfach und kräftig sein. Die Meister haben hinlänglich für die letztere gesorgt; haltet Euch an diese. —

Aller Passagenkram ändert sich mit der Zeit;

nur, wo die Fertigkeit höheren Zwecken dient, hat sie Wert. —

Schlechte Kompositionen mußt Du nicht verbreiten, im Gegentheil sie mit aller Kraft unterdrücken helfen. —

Du sollst schlechte Kompositionen weder spielen, noch, wenn Du nicht dazu gezwungen bist, sie anhören. —

Such' es nie in der Fertigkeit, der sogenannten Bravour. Suche mit einer Komposition den Eindruck hervorzubringen, den der Komponist im Sinne hatte; mehr soll man nicht; was darüber ist, ist Zerrbild. —

Betrachte es als etwas Abscheuliches, in Stücken guter Tonsetzer etwas zu ändern, wegzulassen, oder gar neumodische Verzierungen anzubringen. Dies ist die größte Schmach, die Du der Kunst antust. —

Wegen der Wahl im Studium Deiner Stücke befrage Ältere; Du ersparst Dir dadurch viel Zeit. —

Du mußt nach und nach alle bedeutenderen Werke aller bedeutenden Meister kennen lernen. —

Laß Dich durch den Beifall, den sogenannte große Virtuosen oft erringen, nicht irre machen. Der Beifall der Künstler sei Dir mehr wert, als der des großen Haufens. —

Alles Modische wird wieder unmodisch, und treibst Du's bis in das Alter, so wirst Du ein Geck, den niemand achtet. —

Viel Spielen in Gesellschaften bringt mehr Schaden als Nutzen. Sieh Dir die Leute an; aber spiele nie etwas, dessen Du Dich in Deinem Innern zu schämen hättest. —

Versäume aber keine Gelegenheit, wo Du mit anderen zusammen musizieren kannst, in

Duos, Trios usw. Dies macht Dein Spiel fließend, schwungvoll. Auch Sängern akkompagniere oft. —

Wenn alle erste Violine spielen wollten, würden wir kein Orchester zusammen bekommen. Achte daher jeden Musiker an seiner Stelle. —

Liebe Dein Instrument, halte es aber nicht in Eitelkeit für das höchste und einzige. Bedenke, daß es noch andere und ebenso schöne gibt. Bedenke auch, daß es Sänger gibt, daß im Chor und Orchester das Höchste der Musik zur Aussprache kommt. —

Wenn Du größer wirst, verkehre mehr mit Partituren, als mit Virtuosen. —

Spiele fleißig Fugen guter Meister, vor allen von Joh. Seb. Bach. Das „wohltemperierte Klavier“ sei Dein täglich Brot, dann wirst Du gewiß ein tüchtiger Musiker. —

Suche unter Deinen Kameraden die auf, die mehr als Du wissen. —

Von Deinen musikalischen Studien erhole Dich fleißig durch Dichterlektüre. Ergehe Dich oft im Freien! —

Von Sängern und Sängerinnen läßt sich manches lernen, doch glaube ihnen auch nicht alles. —

Hinter den Bergen wohnen auch Leute. Sei bescheiden! Du hast noch nichts erfunden und gedacht, was nicht andere vor Dir schon gedacht und erfunden. Und hättest Du's, so betrachte es als ein Geschenk von oben, was Du mit anderen zu teilen hast. —

Das Studium der Geschichte der Musik, unterstützt vom lebendigen Hören der Meisterwerke der verschiedenen Epochen, wird Dich am schnellsten von Eigendünkel und Eitelkeit kurieren. —

Ein schönes Buch über Musik ist das „Über Reinheit der Tonkunst“ von Thibaut. Lies es oft, wenn Du älter wirst. —

Gehst Du an einer Kirche vorbei und hörst Orgel darin spielen, so gehe hinein und höre zu. Wird es Dir gar so wohl, Dich selbst auf die Orgelbank setzen zu dürfen, so versuche Deine kleinen Finger und staune vor dieser Allgewalt der Musik. —

Bersäume keine Gelegenheit, Dich auf der Orgel zu üben; es gibt kein Instrument, das am Unreinen und Unsauberen im Tonsatz wie im Spiel allsogleich Rache nähme, als die Orgel. —

Singe fleißig im Chor mit, namentlich Mittelstimmen. Dies macht Dich musikalisch. —

Was heißt denn aber musikalisch sein? Du bist es nicht, wenn Du die Augen ängstlich auf die Noten gerichtet, Dein Stück mühsam zu Ende spielst; Du bist es nicht, wenn Du (es

wendet Dir jemand etwa zwei Seiten auf einmal um) stecken bleibst und nicht fort kannst. Du bist es aber, wenn Du bei einem neuen Stück das, was kommt, ohngefähr ahnest, bei einem Dir bekannten auswendig weißt, — mit einem Worte, wenn Du Musik nicht allein in den Fingern, sondern auch im Kopf und Herzen hast. —

Wie wird man aber musikalisch? Liebes Kind, die Hauptsache, ein scharfes Ohr, schnelle Auffassungskraft, kommt, wie in allen Dingen, von oben. Aber es läßt sich die Anlage bilden und erhöhen. Du wirst es nicht dadurch, daß Du Dich einsiedlerisch tagelang absperrst und mechanische Studien treibst, sondern dadurch, daß Du Dich in lebendigem, vielseitig-musikalischem Verkehr erhältst, namentlich dadurch, daß Du viel mit Chor und Orchester verkehrst. —

Mache Dich über den Umfang der menschlichen Stimme in ihren vier Hauptarten früh-

zeitig klar; belausche sie namentlich im Chor, forsche nach, in welchen Intervallen ihre höchste Kraft liegt, in welchen andern sie sich zum Weichen und Zarten verwenden lassen. —

Höre fleißig auf alle Volkslieder; sie sind eine Fundgrube der schönsten Melodien und öffnen Dir den Blick in den Charakter der verschiedenen Nationen. —

Übe Dich frühzeitig im Lesen der alten Schlüssel. Viele Schätze der Vergangenheit bleiben Dir sonst verschlossen. —

Achte schon frühzeitig auf Ton und Charakter der verschiedenen Instrumente; suche ihre eigentümliche Klangfarbe Deinem Ohr einzuprägen. —

Gute Opern zu hören, versäume nie. —

Ehre das Alte hoch, bringe aber auch dem Neuen ein warmes Herz entgegen. Gegen Dir unbekannte Namen hege kein Vorurteil. —

Urteile nicht nach dem Erstenmalhören über eine Komposition; was Dir im ersten Augenblick gefällt, ist nicht immer das Beste. Meister wollen studiert sein. Vieles wird Dir erst im höchsten Alter klar werden. —

Bei Beurteilung von Kompositionen unterscheide, ob sie dem Kunstfach angehören, oder nur dilettantische Unterhaltung bezwecken. Für die der ersten Art stehe ein; wegen der anderen erzürne Dich nicht! —

„Melodie“ ist das Feldgeschrei der Dilettanten, und gewiß, eine Musik ohne Melodie ist gar keine. Verstehe aber wohl, was jene darunter meinen; eine leichtfaßliche, rhythmischgefällige gilt ihnen allein dafür. Es gibt aber auch andere anderen Schlages, und wo Du Bach, Mozart, Beethoven aufschlägst, blicken sie Dich in tausend verschiedenen Weisen an: des dürftigen Cimerleis namentlich neuerer italienischer Opernmelodien wirst Du hoffentlich bald überdrüssig. —

Suchst Du Dir am Klavier kleine Melodieen zusammen, so ist das wohl hübsch; kommen sie Dir aber einmal von selbst, nicht am Klavier, dann freue Dich noch mehr, dann regt sich in Dir der innere Tonsinn. — Die Finger müssen machen, was der Kopf will, nicht umgekehrt. —

Fängst Du an zu komponieren, so mache alles im Kopf. Erst wenn Du ein Stück ganz fertig hast, probiere es am Instrumente. Kam Dir Deine Musik aus dem Inneren, empfandest Du sie, so wird sie auch so auf andere wirken. —

Berlieh Dir der Himmel eine rege Phantasie, so wirst Du in einsamen Stunden wohl oft wie festgebannt am Flügel sitzen, in Harmonieen Dein Inneres aussprechen wollen, und um so geheimnisvoller wirst Du Dich wie in magische Kreise gezogen fühlen, je unklarer Dir vielleicht das Harmonieenreich noch ist. Der Jugend glücklichste Stunden sind diese. Hüte Dich indessen, Dich zu oft einem Talente hinzugeben, das Kraft

und Zeit gleichsam an Schattenbilder zu verschwenden Dich verleitet. Die Beherrschung der Form, die Kraft klarer Gestaltung gewinnst Du nur durch das feste Zeichen der Schrift. Schreibe also mehr, als Du phantasierst.*) —

Verschaffe Dir frühzeitig Kenntniss vom Dirigieren, sieh Dir gute Dirigenten oft an; selbst im stillen mit zu dirigieren, sei Dir unverwehrt. Dies bringt Klarheit in Dich. —

Sieh Dich tüchtig im Leben um, wie auch in anderen Künsten und Wissenschaften. —

Die Gesetze der Moral sind auch die der Kunst. —

*) Heinrich Simon erinnert hier in den von ihm herausgegebenen „Gesammelten Schriften“ (Neclam) an den Rat Schumanns an Clara (3. Dez. 1838): „Eins möchte ich Dir raten, nicht zu viel zu phantasieren; es strömt da zu viel ungenützt ab, was man besser anwenden könnte. Nimm Dir immer vor, alles gleich auf das Papier zu bringen. So sammeln und konzentrieren die Gedanken sich mehr und mehr.“

Durch Fleiß und Ausdauer wirst Du es immer höher bringen. —

Aus einem Pfund Eisen, das wenig Groschen kostet, lassen sich viele tausend Uhrfedern machen, deren Wert in die Hunderttausend geht. Das Pfund, das Du von Gott erhalten, nütze es treulich. —

Ohne Enthusiasmus wird nichts rechtes in der Kunst zu Wege gebracht. —

Die Kunst ist nicht da, um Reichtümer zu erwerben. Werde nur ein immer größerer Künstler; alles andere fällt Dir von selbst zu. —

Nur erst, wenn Dir die Form ganz klar ist, wird Dir der Geist klar werden. —

Vielleicht versteht nur der Genius den Genius ganz. —

Es meint jemand, ein vollkommener Musiker müsse imstande sein, ein zum erstenmal gehörtes, auch komplizierteres Orchesterwerk wie in leibhaftiger Partitur vor sich zu sehen. Das ist das Höchste, was gedacht werden kann. —

Es ist des Lernens kein Ende. —



CLARA SCHUMANN. Büste von Fr. Hausmann

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

R

L

Der Dichter

Schumann war eine poetische Natur. Wenn man seine Naturschilderungen liest, wie sie im ersten Teil des Abschnitts „Schumann als Mensch“ enthalten sind, wird man mit Recht denken dürfen, unter anderer Veranlagung hätte aus Schumann ein erfolgreicher Dichter und Schriftsteller werden müssen, und zwar ein Romantiker, der sich an Jean Paul geschult hat. Daß er den Reim haßte, wissen wir aus Nr. 221; manche seiner begeistertsten Ergüsse könnte man als freie Rhythmen ansehen. An ihm wird das Wort wahr, daß oft die besten Dichter überhaupt keine Gedichte geschrieben haben. Um seine poetischen Ideen und Ausdrücke in den Briefen dürfte Schumann von manchem „Berufsdichter“ beneidet werden.

Deshalb ist in dem folgenden Abschnitt eine kurze Reihe zusammenhängender Briefstellen aus einer der glücklichsten Perioden Schumanns aufgenommen worden, die es wegen der poetischen Stimmung wohl verdienen, zugleich aber auch auf eine Anzahl von kleinen „Liebeszeilen“ hinführen, die Schumann 1838 an seine Braut Clara sandte. Wenn er nichts anderes gedichtet hätte als den Bierzeiler:

„Im Ofen knistert's,
Der Abend graut,
Und innen flüstert's:
Wann kömmt Du, Braut?“

so hätte sich darin der echte Dichter ausgesprochen. Schumann hat übrigens ganz hübsche Gelegenheitsgedichte aerfaßt. Seine „Liebeszeilen“ — in denen er anmutig seine Davidsbündler=Doppelnatur Florestan und Eusebius gezeichnet hat wie in Nr 67 — hat er selbst in der Heilanstalt Emdenich am traurigen Schluß seines Lebens nicht vergessen. Die betreffenden Briefstellen sind im Folgenden enthalten.

Zuerst mitgeteilt wurden die kleinen Liebesgedichte von Berthold Lizmann in seinem Werke „Clara Schumann, ein Künstlerleben,“ dessen erster Band erst erschienen ist. Die Briefe Roberts und Claras stehen sich darin gegenüber, eine lebendige Biographie, das schönste Geschenk für Verlobte.

Daß Schumann einen scharfen Blick für dramatische wie lyrische Wirkung hatte, geht aus manchem Ausspruch hervor. Als Schriftsteller entwickelte er sich nach der kritischen Richtung, doch verrät manche Stelle in seinen „Gesammelten Schriften“ den warmen Pulsschlag des wahren Poeten.

Robert an Clara.

Leipzig, am 22 sten Dezember 1837.

Mitten unter den tausend Stimmen, die Dir jetzt freudig zurufen, hörst Du vielleicht auch eine, die Dich leise beim Namen nennt — Du siehst Dich um — und ich bin's. „Du hier, Robert?“ fragst Du mich. Warum nicht, — wach ich doch nie von Deiner Seite und folge Dir überall, wenn auch gerade von Dir nicht gesehen Und die Gestalt schwindet wieder zurück. Aber Liebe und Treue bleiben sich gleich.

Sylvesternacht 1837 nach 11 Uhr.

Schon seit einer Stunde sitze ich da. Wollte Dir erst den ganzen Abend schreiben, habe aber gar keine Worte — nun setze Dich zu mir, schlinge Deinen Arm um mich, laß uns noch einmal in die Augen sehen, — still — selig —

Zwei Menschen lieben sich auf der Welt. —
Eben schlägt es drei Viertel. —

Die Menschen singen von fern einen Choral
— und kennst Du zwei, die sich lieben? Wie wir
glücklich sind — Clara, laß uns niederknien!
Komm, meine Clara, ich fühle Dich — unser letztes
Wort nebeneinander dem Höchsten — — —

Am Ersten, Morgens 1838.

Welcher himmlische Morgen — die Glocken
läuten alle — der Himmel ganz golden blau und
rein — Dein Brief vor mir —

Also meinen ersten Kuß, meine geliebteste
Seele! —

Am 2ten.

Wie glücklich hast Du mich durch Deine letzten
Briefe gemacht schon durch den am heiligen Christ.
Alle Namen möchte ich Dir beilegen und doch weiß
ich kein schöneres Wort, als das kleine deutsche

„lieb“ — aber mit besonderem Ton will das gesprochen sein. Also liebes Mädchen — ich habe geweint vor Glück, daß ich Dich habe und frage mich oft, ob ich Deiner würdig bin. Was des Tages doch Alles in einem Menschenhaupte und im Herzen vorgeht! Sollte man doch glauben, sie müßten zerspringen. Diese tausend Gedanken, Wünsche, Schmerzen, Freuden, Hoffnungen, wo kommen sie alle her — und so geht es Tag ein, Tag aus, und nimmer Ruhe.

Am 3ten Januar.

— — — Könnte ich nur wieder so recht fromm sein wie sonst als Kind — ein recht selig Kind war ich da, wenn ich mir Akkorde zusammensuchte auf dem Klavier, oder draußen Blumen; die schönsten Gedichte und Gebete machte ich da — ich war selber eines. Nun wird man aber älter. Aber ich möchte mit Dir spielen, wie Engel zusammen tun, von Ewigkeit zu Ewigkeit — — —

Donnerstag am 4ten.

— — — Drei Stuben oben und ebenso viel unten — der ganze Vauriß und Plan steht schon in meinem Kopfe fertig — Härtels Haus ist nichts dagegen, gegen die Gemütlichkeit in unserm, das träumerische Dunkel in der einen Stube mit Blumen am Fenster, oder die hellblaue mit dem Flügel und Kupferstichen — wir wollen uns nur recht lieben und treu bleiben . . . Du wirst mich so leise führen, wo ich es bedarf — wirst mir sagen, wo ich gefehlt und auch wo ich etwas Schönes geleistet — und das will ich auch gegen Dich — Du sollst Bach in mir, ich Bellini in Dir lieben — wir werden oft vierhändig spielen — Abends phantasiere ich Dir in der Dämmerung vor und Du wirst dazu manchmal leise singen — und dann fällst Du mir recht • selig an das Herz und sagst „so schön hab ich mir es nicht gedacht.“

*

*

*

Wien, den 1 ten Dez. 38. Sonnabend früh.

— — — Du bist es doch, von der ich alles Leben empfangе, von der ich ganz abhängig bin. Wie ein Knecht möchte ich Dir oft von Weitem folgen und Deines Winkes gewärtig sein. Ach, laß es Dir nochmals sagen, es komme wie es wolle — aber wer einmal meine Augen schließt, dem will ich es noch einmal zuflüstern, „nur Eine hat mich im Leben so ganz beherrscht, so ganz in sich hineingezogen in ihr innerstes Wesen, und diese Eine hab ich auch immer über alles verehrt und geliebt.“ —

Hast Du meine kleinen Gedichte bekommen? Nun sieh, da steht alles drinnen, wie ich es meine. Du bekommst nun einmal einen Dichter zum Mann und Du hast ihn ja erst selbst dazu gemacht. Also verzeihe mir.

Es wird immer finstrier draußen, inwendig immer heller. Meine kleinen Gedichte hebe mir auf — die ersten seit vielen Jahren sind es. Haben sie Dir ein Lächeln abgewonnen? —

Aus den Liebeszeilen.

Wir sind getrennt
Wie zwei Sterne am Firmament:
Der eine folgt dem andern nach
Bei Nacht und bei Tag.

Eine Clara soll meinen Namen zieren —
Und wenn wir zusammen musizieren,
Die Engel im Himmel muß es rühren.

Sie läßt mich lange warten,
Eh' sie mich ganz beglückt:
Die lange treue harren,
Die Myrte doppelt schmückt.

Doch nicht zu lang —
Es macht mir bang
Das Herz wird alt,
Der Mensch wird kalt.

Bürnt Florestan,
Schmiege Dich an Eusebius an!

Florestan den Wilden,
Eusebius den Mildten,
Tränen und Flammen
Nimm sie zusammen
In mir beide
Den Schmerz und die Freude!

Eifersüchtig wohl Florestan ist,
Doch voller Glauben Eusebius —
Wem gibst Du am liebsten den Hochzeitskuß?
Der Dir uund sich am treuesten ist.

Und willst Du den Pantoffel schwingen,
Hast Du mit Zweien zu ringen —
Wer wird dann siegen,
Wer unterliegen?

Dann führen wir großmütig Dich zum Thron,
Stellen uns zur Linken und zur Rechten,
Und willst Du den Einen achten,
Weisest Du auch den andern davon? —

Oft gönnt' ich einen Blick Dir mir ins Innre
Und sah, wie Du beglückt an Deinem Blick.
Nicht wahr, was Du gesehn in diesem Innern,
Es warf etwas von Deinem Selbst zurück.

Doch wenn ich Dir alles enthüllte —
Du sähest auf finstre Gebilde,
Gedanken, schwer und trübe —
Frage nicht! Glaube, liebe!

Möchte mich an Dich schmiegen,
Dir am Herzen liegen;
Vielleicht sagtest Du dann:
Das Innigste, das Gott ersann,
Ist ein guter Mann.

Nimm mich nicht zu oberflächlich,
Nuch nicht zu genau!
Nicht übereilig, nicht gemächlich
Wünsch' ich mir eine Frau.

Im Ofen knistert's,
Der Abend graut,
Und innen flüstert's:
Wann kömmt Du, Braut?

Als Du noch ein klein Mädchen schier,
Ich oft des Abends an Deiner Thür
Als Gespenst gekleidet kam —
Du schriest und wolltest nichts von mir wissen,
Ach könnt ich doch jetzt als Gespenst zu Dir,
Du erkänntest mich, flüsterst zu mir:
„Du lieber verummter Bräutigam,
Und vor allem laß Dich küssen!“

Oft gaben wir uns auch Rätsel auf,
 Doch kam von uns niemand darauf,
 Was umwärts gelesen die Stadt der Welt
 Roma für eine Bedeutung erhält —
 Einstweilen die verkehrte Stadt
 Zwischen uns sich aufgestellt hat —
 Und wir auf weichen Lippenbrücken
 Fußbotschaft hin und herüber schicken.

„Du böser Mann, vergiß sie doch,
 Die alten Zeiten!“
 „Warum? Laß sie doch manchmal noch
 Die seligen vorübergleiten!“

Nun küsse mich, Du holde Braut,
 Laß Dir's noch einmal sagen:
 Was oben im Himmel zusammengetraut,
 Wird unten sich auch vertragen.

Zusammen Leben und Sterben
War mein letztes Wort —
Es war wie ein Abschied
Von Hier nach Dort —
Du blicktest mich an so treuinnig,
In einem fort —
Zusammen Leben und Sterben
O selig Wort.

Ja, stirbst Du einstens, will ich fort
Mit Dir hinab zur dunklen Erde
Und zeigst mich dann dem Gütigen dort
Den Schuldbewußten die Berklärte.

Clara an Robert.

Leipzig, Freitag, den 7. 12. 38.

Wie soll ich Dir nur meine Freude ausdrücken über die schöne Verse? . . . Ich könnte nicht satt werden, es zu lesen, so lieb, so gut, ach, so ganz, wie Du bist, seh ich Dich vor mir! . . .

Wie kannst Du mir aber anempfehlen, die Verse von Dir ja aufzubewahren? Ist das Dein Ernst? Ehe Deine Empfehlung kam, waren sie längst unter schönstem Verschluß. Sie sind mir unendlich lieb, ich verliere sie ja gar nicht aus dem Gedächtnis.

* * *

Vom 4. März 1854 bis Mitte September weilte der unglückliche Tondichter in der Heilanstalt zu Endenich, ohne Sehnsucht nach den geliebten Seinen zu empfinden. Dann aber packte sie ihn und jubelnd begrüßte Frau Clara den ersten Brief vom 14. September, der sie Besserung hoffen ließ und auch von den „Liebeszeilen“ spricht.

Robert an Clara.

Endenich, den 14. Sept. 1854.

. . . So viel möchte ich von Dir erfahren, . . .
wo unser Album, das Autographen von Goethe,
Jean Paul, Mozart, Beethoven, Weber und viele
an Dich und mich gerichtete Briefe enthielt . . .?
Hast Du noch alle an Dich von mir geschriebenen
Briefe und die Liebeszeilen, die ich Dir von
Wien nach Paris schickte? —

18. Sept. 1854.

. . . Eben komme ich von Bonn zurück, immer
Beethovens Statue besuchend und von ihr entzückt.
Wie ich vor ihr stand, erklang die Orgel in der
Münsterkirche . . . Willst Du mir die Freude
machen, einen Band Deiner Tagebücher zu senden
und vielleicht eine Abschrift von den Liebes=
zeilen, die ich Dir von Wien nach Paris schickte?
Hast Du noch das kleine Doppelporträt (von Rietschel
in Dresden)? Du würdest mich dadurch sehr be=
glücken.

26. Sept. 1854.

Mit den Liebeszeilen, die ich von Wien nach Paris sandte, meinte ich jene gereimten, die mit schönen Blumen verziert, auch von Florestan und Eusebius sprechen. —

10. Okt. 1854.

Welche Freundsendung hast Du mir wieder gemacht! . . . Und nun habe herzlichen Dank für die Abschrift der kleinen Verse, die ich Dir aus Wien nach Paris geschickt. Das Umkehrrätsel von Roma (Amor) gefällt mir noch sehr.

* * *

Am 29. Juli 1856 hatte Robert Schumann
ausgelitten.

Anhang

Die Umschlag- und Deckelzeichnung des Buches ist im Wesentlichen eine Wiedergabe der Zeichnung, die auf Schumanns Wunsch von Ludwig Richter für op. 79 „Lieder für die Jugend“ entworfen wurde. Bezüglich dieser Richter'schen Zeichnung schreibt Schumann am 19. Dezember 1849 an Dr. Klitsch, der die „Lieder für die Jugend“ besprechen will: „Wollten Sie mit ein paar Zeilen des höchst anmutigen Titelblattes erwähnen, so würde es mir des vortrefflichen Künstlers halber, der es gemacht, lieb sein.“

Im November 1849 schrieb er an den Verleger Dr. Härtel: „Ich habe Ihnen für die Sendung der Liederalbums Dank zu sagen, auch mein Bedauern, daß Ihnen der Titel so sehr teuer zu stehen gekommen; er ist freilich auch der schönste Schmuck.“ — Weil Schumann also diese Zeichnung so sehr schätzte, schlug sie der Herausgeber dem Herrn Verleger vor, der auch durch Herrn Maler Zander die Umgestaltung vollziehen ließ. Die Silhouette ist nach dem Relief von Rietschel (siehe unten) geformt.

Das Bildnis Schumanns aus dem 21. Lebensjahr scheint wohlgetroffen zu sein.

Aus dem Jahre 1838 stammen die Bildnisse Roberts und Claras, wovon das erstere der geschätzte Kriehuber in Wien schuf. Die beiden Verlobten erscheinen in der Blüte ihres Lebens, er im 29., sie im 20. Lebensjahr. Das Bild Claras wurde für den Wiener Verleger Diabelli von Staub gezeichnet. Schumann urteilte verschieden über sein Bildnis. Er schickt es im Februar 1840 seinem Freunde Professor Keferstein in Jena mit den Worten: „Sehen Sie sich das Bild freundlich an. Es ist nicht ganz getroffen, obwohl von einem Meister gezeichnet; ein Beispiel, daß auch ein Meister einmal fehlen kann. Doch hat es den Grundzug, glaub' ich.“ — Im November 1849 schreibt er an Schad in Nisingen (Vergl. Nr. 105): „Von meinen Bildern taugt keines viel, etwa das Kriehuber'sche ausgenommen, das beste ist das von Rietschel, das aber Eigentum von Breitkopf und Härtel in Leipzig.“ —

Dieses Doppelbildnis von Rietschel ist bei Breitkopf und Härtel auch jetzt noch (12 Mk.) käuflich zu haben als Gipsrelief. Schumann schreibt am 21. Januar 1846 an den Auftraggeber Dr. Härtel: „Professor Rietschel werden wir morgen zum erstenmale sitzen; er scheint selbst noch nicht recht zu wissen, wie es am besten zu machen; „wir gingen einer ganz ungewissen Zukunft entgegen,“ meinte er. Doch freuen wir uns sehr auf die Vollendung.“ Am 20. März schreibt er: „Das Bild von Rietschel wird nun hoffentlich in Ihren Händen sein; sie finden

es alle hier vortrefflich und es erhält gewiß auch Ihren Beifall.“ Rührend ist, wenn er in den beiden letzten traurigen Jahren seines Lebens aus der Heilanstalt Enderich bei Bonn seiner Frau schreibt (18. Sept. 1854): „Hast Du noch das kleine Doppelporträt (von Rietschel in Dresden)? Du würdest mich dadurch sehr beglücken.“ Und am 26. Sept. dankt er für die sofortige Übersendung des Gipsmedaillons: „Meine Phantasie war durch die vielen schlaflosen Nächte sehr verwirrt, nun seh' ich Dich wieder in Deinen edeln und ernstern Zügen.“

Das wertvollste der Schumannbilder ist zweifellos das aus dem vierzigsten Lebensjahr; eine Daguerrotypie, die ein sehr beachtenswertes Beispiel für photographische Kunst um 1850 ist. Dieses Bildnis im Originalausdruck ist der neuen Auflage (1904) der Briefe Schumanns von F. Gustav Jansen beigegeben, wo es die künstlerischen Qualitäten eines modernen Gummidrucks hat. Die Photographische Gesellschaft in Berlin hat danach durch John Philipp das große Blatt (2,50 Mk.) ihrer „Authentischen Bildnisse“ schaffen lassen. Strengen Ausdruck, wie er Schumann in späteren Jahren eigen, zeigt das Bildnis nach Lämmel, das etwas hart in der Technik ist.

Eine ganz ausgezeichnete Büste von Clara Schumann als Greisin, die am 20. Mai 1896 starb (geboren am 13. Sept. 1819, also neun Jahre jünger als Schumann), verdanken wir Fr. Hausmann.

Ein Bildnis von Friedrich Wieck (1785—1873), Schumanns Schwiegervater, der sich der Vereinigung der beiden Liebesleute so hartnäckig widersetzte und mit allen Mitteln gegen Schumann vorging, glaubte der Herausgeber nicht fortlassen zu dürfen, da Wieck stets eine wichtige Rolle im Leben des Meisters spielte.

Musik-Literatur

aus dem Verlage von

Schuster & Loeffler, Berlin

Dechen, Dr. Ernst: Hugo Wolf. Bisher erschienen:

Band I: Hugo Wolfs Leben

" II: Hugo Wolfs Schaffen

" III: Der Künstler und die Welt

" IV: erscheint im Frühjahr 1906

Jeder Band mit zahlreichen Abbildungen, Facsimiles und Briefen geh. à M. 3.—, geb. à M. 3.50

Golther, Prof. Dr. Wolfgang: Bayreuth. Monographie aus der Sammlung „Das Theater“. Mit zahlr. Abbildungen, Plänen usw. kart. M. 1.50, in Leder M. 2.50

Hagemann, Dr. Carl: Wilhelmine Schröder-Devrient. Monographie aus der Sammlung „Das Theater“. Mit zahlreichen Abbildungen kart. M. 1.50, in Leder 2.50
— Oper und Szene. Aufsätze zur Regie des Musik-Dramas
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Herrmann, Heinrich: Die Bildung der Stimme. Mit zahlreichen Abbildungen geh. M. 6.—

Istel, Dr. Edgar: Richard Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels (1858—1872). Mit einem Vorträt des Wiener Hofkapellmeisters Heinrich Esfer geh. M. 1.—

Kalischer, Dr. Mfr. Chr.: Neue Beethoven-Briefe. Mit eingehenden Erläuterungen geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

- Kerst, Friedrich:** Beethoven im eigenen Wort. 365 Aussprüche des Meisters mit eingehenden Erläuterungen. (Brevier-Bibliothek Bd. VII). 2. Auflage mit 9 Abbildungen
geh. M. 3.—, geb. M. 4.—
- **Mozart-Brevier.** 272 Aussprüche des Meisters mit eingehenden Erläuterungen. (Brevier-Bibliothek Bd. X). Mit 8 Abbildungen geh. M. 3.—, geb. M. 4.—
- Marxop, Dr. Paul:** Studienblätter eines Musikers. Gesammelte Essays geh. M. 5.—, geb. M. 6.—
- Post, H.:** Reform des protestantischen Kirchengemeindengesanges in Deutschland mit 143 Chorälen in rhythmischer Neugestaltung geh. M. 1.—
- Seidl, Dr. Arthur:** Wagneriana. Drei Bände
Band I: Richard Wagner-Credo
" II: Von Palestrina zu Wagner
" III: Die Wagnererfolge im Musikdrama
Jeder Band ist in sich abgeschlossen.
Einzelpreis: geh. à M. 5.—, geb. à M. 6.—
Gesamtpreis: " " 12.—, " " 15.—
- **Moderne Dirigenten** M. 0.75
- Sternfeld, Prof. Dr. Richard:** Albert Niemann. Monographie aus der Sammlung „Das Theater“. Mit zahlreichen Abbildungen kart. M. 1.50, in Leder M. 2.50
- Wolzogen, Hans von:** Richard Wagner als Dichter. Monographie aus der Sammlung „Die Dichtung“. Mit zahlreichen Abbildungen kart. M. 1.50, in Leder M. 2.50
- Bestellungen durch jede bessere Buch- oder Musikalienhandlung**



